



**BERNER HEIMATSCHUTZ  
REGION BERN MITTELLAND**

Postfach | 3000 Bern 7  
info@heimatschutz-bernmittelland.ch  
www.heimatschutz-bernmittelland.ch

# Heimat heute | 2012



# Inhalt

## Impressum

### Herausgeber:

Berner Heimatschutz  
Region Bern-Mittelland  
Postfach | 3000 Bern 7  
info@heimatschutz-bernmittelland.ch  
www.heimatschutz-bernmittelland.ch

### Redaktion:

Marianne Keller Tschirren  
Margrit Zwicky

### Gestaltung | Satz:

Michèle Petter Sakthivel

### Lithos:

Atelier Jaune

### Druck:

Geiger AG

### Auflage:

1800 Exemplare

elektronische Ausgabe: ISSN 2235-8064

### Titelbild:

Die Genossenschaftssiedlung  
Tscharnergut  
(Foto: Alex Gempeler)

*Marianne Keller Tschirren* | **Editorial** | 3

*Dieter Schnell* | **Ludwig Samuel Stürler (1768–1840)** | 4 – 9

*Thomas Feitknecht* | **Die Planungsgeschichte des Unteren Murifelds in Bern** | 10 – 15

*Peter Degen* | **Das Untere Murifeld – Ein Berner Stadtquartier der Nachkriegszeit** | 16 – 21

*Werner Neuhaus* | **Spurensuche am Rand von Ostermundigen: Die alte Bahnstation** | 22 – 25

*Rolf Hürlimann* | **Aus der Geschichte der Stadtberner Trinkwasserversorgung** | 26 – 31

*Veronika Niederhauser* | **Zum Internationalen Jahr der Wohnbaugenossenschaften** | 32 – 33

**Schoggitaler 2012** | 33

*Martin Fröhlich* | **«Zwei Stunden von Bern» – Ein Spaziergang von Münchenbuchsee nach Bern** | 34 – 35

*Katja Jucker* | **Aus Alt mach Neu – Umnutzungen als Thema der Stadtführungen 2012** | 36 – 37

*Marc Wehrlin* | **Nachtrag** | 38

**Adressen** | 39

# Editorial

Liebe Heimatschutz-Mitglieder  
Liebe Leserinnen und Leser

In der diesjährigen Ausgabe unserer Zeitschrift *Heimat heute* befassen sich gleich zwei Autoren mit dem Quartier Unteres Murifeld in der Stadt Bern. Der südlich der Thunstrasse gelegene, an das Elfenau-Quartier angrenzende Stadtteil entstand in den 1950er-Jahren nach einem klar strukturierten Bebauungsplan und sollte den veränderten Wohnbedürfnissen der Nachkriegsgeneration Rechnung tragen. Die aufgearbeitete Planungsgeschichte des Quartiers zeichnet die Überlegungen nach, die das Murifeld werden liessen, was es heute – teilweise – noch ist. Gleichzeitig bringt ein Architekt und Stadtbauplaner seine Beobachtungen über die aktuelle Situation im Unteren Murifeld zum Ausdruck.

Dies alles geschieht vor dem Hintergrund, dass die städtische Denkmalpflege in den kommenden Jahren die Bauinventare überarbeiten und die Einstufung der schützens- und erhaltenswerten Bauten aktualisieren will. Strengere Aufnahmekriterien sollen dabei zu einer Straffung der Inventare führen und unter anderem Klarheit über die Schutzwürdigkeit von Siedlungen aus der Nachkriegszeit schaffen.

Viel Neues und Abwechslungsreiches bieten Ihnen dann die weiteren Beiträge. Passend zu dem aktuellen, von der UNO ausgerufenen Jahr der Genossenschaften finden Sie einen Artikel über zwei städtische Wohnbaugenossenschaften, die in ihrer Gesamtheit exemplarisch für diese Art des Bauens und Wohnens stehen. In der Serie zu den Bau-meistern von Bern wird Ihnen dieses Jahr der Architekt Ludwig Samuel Stürler vorgestellt, der um 1800 in Bern zahlreiche Bauwerke entwarf, von denen jedoch nur ein sehr geringer Teil realisiert

wurde. Von Vergangenen berichtet auch der Artikel über die alte Bahnstation von Ostermündigen, während die Geschichte der Trinkwasserversorgung den Bogen vom Mittelalter in die Gegenwart schlägt.

Und wenn Sie sich nach der Lektüre von *Heimat heute* gerne etwas an die frische Luft begeben möchten, so empfehle ich Ihnen eine kleine Wanderung von Münchenbuchsee nach Bern. Den Kartenausschnitt und Hinweise auf mögliche Kaffeehalte liefern wir Ihnen gleich mit.

Zum ersten Mal veröffentlichen wir auch einen kurzen Beitrag über die Stadtführungen, die im Frühsommer 2012 stattgefunden haben. Die jährlich angebotenen Veranstaltungen hatten dieses Jahr die Umnutzung von älteren Bauten zum Thema und stiessen auf grosses Interesse. An sechs bis acht Dienstagabenden während einer Stunde an einer Führung zu einem bestimmten Thema teilzunehmen, Neues zu erfahren, Bekanntes durch ungewohnte Blickwinkel vielleicht anders sehen zu lernen und dabei noch neue Menschen kennenzulernen – wäre das nicht etwas, was es sich vorzunehmen lohnt? Ab Mitte Mai 2013 haben Sie wieder die Gelegenheit dazu!

Allen Autorinnen und Autoren, die mit ihrer fachlichen Kompetenz und ihrem Engagement einmal mehr massgeblich zum Gelingen dieser Ausgabe beigetragen haben, danke ich ganz herzlich. Ohne sie wäre *Heimat heute* nicht das, was es ist.

Und nun wünsche ich Ihnen eine spannende und anregende Lektüre!

*Marianne Keller Tschirren*  
Redaktorin

## Ludwig Samuel Stürler (1768–1840)



Ludwig Samuel Stürler, um 1810, Privatbesitz

<sup>1</sup> 2011 fand im Schloss Jegenstorf eine kleine Ausstellung über Ludwig Samuel Stürler statt. Dieser Artikel lehnt sich an den Katalogtext dieser Ausstellung an: Dieter Schnell, Stürler in Rom. Ein Berner Architekt auf Bildungsreise 1792. Ausstellungskat. Stiftung Schloss Jegenstorf, 2011.

### Zur Biografie

Ludwig Samuel Stürler wurde im September 1768 in Ammerswil geboren, wo der Vater Joseph Daniel (1734–1791) als Vikar tätig war.<sup>1</sup> Die für einen Berner Patrizier eher unübliche Theologenaufbahn des Vaters erklärt sich durch seine uneheliche Geburt. Trotz der bereits 1737 nachgeholtten Heirat zwischen dem Kavaliersarchitekten, Spitaldirektor und Landvogt Daniel Stürler (1674–1746) und Barbara Ursula Egger von Ferenbalm konnte der Sohn erst 1751 legitimiert werden. Der bekannte Berner Architekt Albrecht Stürler (1705–1748) war ebenfalls ein Sohn von Daniel und also ein Halbbruder des Pfarrers, entstammte aber dessen erster Ehe mit Catharina von Wattenwyl und war zudem fast dreissig Jahre älter. Wie dem Vater, so scheint auch noch dem Sohn eine standesgemässe politische Laufbahn verwehrt gewesen zu sein und so musste er sich einen bürgerlichen Beruf aussuchen. Er entschied

sich nicht für die Theologie wie der Vater, sondern für die Architektur. Wie auch andere Lebensläufe beweisen (z.B. Niklaus Sprüngli), scheinen im 18. und bis weit ins 19. Jahrhundert die beiden ausbildungsintensiven Berufe als gleichwertig gegolten zu haben. Über die Lehrzeit von Ludwig Samuel wissen wir nichts. Da er 1794 in die Zunft zum Affen aufgenommen worden ist, muss er deren Bedingung einer fünfjährigen Handwerkerlehre erfüllt haben. Es darf angenommen werden, dass er bei einem Berner Architekten oder Werkmeister gelernt hat. Ein vom 31. Dezember 1787 datiertes Dokument bestätigt, dass Herr Samuël Louïs de Stürler, Bourgeois de Berne, während des gesamten Jahres 1787 als Steinmetz bei Frères Raymond am Bau des Neuenburger Rathauses mitgearbeitet hat. Welch tiefen Eindruck dieses frühklassizistische Gebäude bei ihm hinterlassen hat, belegt die Tatsache, dass mehr als dreissig Jahre später sein 1823 gezeichnetes Projekt für



Sepia des Konstantinsbogens in Rom, 1792, Privatbesitz



ein neues Berner Rathaus deutliche Anlehnungen an den Neuenburger Bau aufweist.

Am 10. Dezember 1791 bestätigte der Architekt Delannoy, «ancien pensionnaire du Roi de France, à Rome», dass Stürler seit Jahresbeginn 1789 bis zum 15. April 1791 in seinem Pariser Büro tätig gewesen sei, um die Architektur zu studieren. Stürler hat also den Ausbruch und die ersten beiden Jahre der Revolution in Paris miterlebt.

Zurück in Bern hat er vom Kleinen Rat eine Belohnung von 120 Kronen «wegen vorgelegten Plans von der Baukunst» erhalten. Vermutlich handelt es sich bei den erwähnten Plänen um das im Staatsarchiv aufbewahrte Zeughausprojekt.

Nachdem am 7. August 1791 der Vater unerwartet gestorben ist, hat Ludwig Samuel am 2. November desselben Jahres bei der Familienkiste Stürler um ein Ausbildungsdarlehen ersucht.

In dem Schreiben setzt er auseinander, dass er zunächst für weitere sechs Monate nach Paris zu gehen beabsichtige, um dann mit den Schülern der Akademie nach Italien zu reisen und zwei Jahre in Rom zu verbringen. Ob er nach Erhalt der Unterstützung tatsächlich in das von der Revolution geschüttelte Paris zurückgekehrt ist, was das Datum der Bestätigung von Delannoy – 10. Dezember 1791 – vermuten lässt, oder sich direkt nach Rom gewendet hat, wissen wir nicht. Die datierten Zeichnungen aus Rom stammen alle entweder aus dem Jahr 1792 oder 1793.

Wie oben erwähnt, ist Stürler 1794 nach seiner Rückkehr aus Italien in die Zunft zum Affen aufgenommen worden. Er hat damit seine Ausbildung abgeschlossen und scheint sich als freischaffender Architekt in Bern niedergelassen zu haben. Über seine Arbeiten für Private wissen wir nichts. 1796 ist die Wahl zum Nachfolger des zum Münsterwerkmeister aufgestiegenen Niklaus Sprüngli (1725–1802) als obrigkeitlicher Steinwerkmeister erfolgt. Jedoch bereits 1798 im Zuge der politischen Umwälzungen hat er die Anstellung wieder verloren.

1804 heiratete er Luisa Dittlinger (1786–1832). Das Paar hatte sechs Kinder: Gabriel Ludwig Rudolf (1805–1891; Architekt), Louise (1808–1878),



Rekonstruktionszeichnung  
des Tempels des Clitumno  
bei Spoleto, 1793,  
Privatbesitz

Edouard (1811), Adelheid (1813–1856), Eduard Rudolf (1814–1905), Agathe (1827–1877).

1831 soll Ludwig Samuel infolge mehrerer Schlaganfälle gelähmt worden sein. Nachdem die Ehefrau Luisa im darauffolgenden Jahr verstarb, zog der Pflegebedürftige zu seinem Sohn Eduard Rudolf, der eben gerade das Schloss Jegenstorf von seinem kinderlosen Patenonkel geerbt und bezogen hatte. Ludwig Samuel starb am 30. März 1840.

### Stürler als Architekt

Kurz nach seiner Rückkehr aus Rom erhielt Stürler die Steinwerkmeisterstelle zugesprochen. Seine berufliche Laufbahn in Bern schien damit gesichert. Doch bereits zwei Jahre später, nach der militärischen Niederlage im Grauholz im März 1798, wurden sämtliche Werkmeisterposten aufgehoben, die Stelleninhaber freigestellt und sämtliche Bauaufgaben, die der Staat zu vergeben hatte, im Verding dem kostengünstigsten Bewerber in Auftrag gegeben. Eine Notiz im Protokollbuch der Bau-Commission von 1810 schildert die Situation, in der sich das Berner Bauwesen befand, sehr drastisch: «...Nicht so nach der Revolution. Ein Mitglied der Verwaltungskammer nahm das Bauwesen mit in seinen übrigen Geschäftskreis; alle Pensionen und Verbindungen der Architekten mit dem Staat hörten auf, man schloss Verdinge meistens um den niedrigsten Preis; zu gleicher Zeit wurden alle Zünfte und Meisterschaften aufgehoben. Freylich fand man dabei anfänglich eine

1812 von Stürler erbaute  
Schenke in Landshut  
(Foto DS)



grosse Verminderung der Kösten; zur Übernahme von Gebäuden der Regierung, drängte man sich wegen des Rufes sicheren Gewinns, und die Besoldungen kosteten nichts. Aber die Übernehmer waren entweder Maurer oder Zimmerleute, gemeine Meister irgend eines Fachs, die ohne hinlängliche Berechnungsfähigkeit zu Baumeistern herantraten...» Das Dokument verschweigt weiter unten auch die schwerwiegenden Folgen für gut ausgebildete Architekten wie Stürler nicht: «...Die gelernten Werkmeister müssen aus Mangel von Besoldung Unternehmer seyn; sie stehen nothwendig mit einigen Meistern der verschiedenen Handwerke in Verkehr, und müssen also um bestehen zu können, mit ihnen abreden, ihre Preise höher zu halten, damit etwas den Werkmeistern zukommt; diese hohen Preise wurden von jedem Handwerk gegen die Bau-Eigenthümer behauptet...» Wie das Dokument deutlich macht, büsste Stürler 1798 nicht nur die öffentliche Anstellung ein, sondern durch die Abschaffung der Zünfte auch die Vorrechte eines Zunftmeisters auf dem Arbeitsmarkt. Zudem steckten sowohl die öffentlichen als auch die privaten

Haushalte in Finanznöten und vergaben also kaum Aufträge.

Stürler hat sein Brot wohl primär als Bauunternehmer und Baumeister verdient. Obwohl sorgfältig ausgebildet und als Entwerfer durchaus talentiert, ist von seinen zahlreichen im Staatsarchiv erhalten gebliebenen Plänen nichts ausgeführt worden. Oft haben ihm die Behörden bei den wenigen Staatsbauten, die sie haben ausführen lassen, den gleichaltrigen Johann Daniel Osterrieth (1768–1839) vorgezogen. Der Grund liegt keineswegs in der Qualität der Arbeit oder gar der Entwürfe, sondern vielmehr in Stürlers Unternehmertum. Da der aus Strassburg stammende Osterrieth in Bern nicht als Unternehmer tätig sein durfte, stand er weit weniger im Konflikt zwischen privaten und öffentlichen Interessen, was ihm das Vertrauen der Obrigkeit verschaffte.

So kommt es, dass von Stürlers Arbeiten insgesamt nur sehr wenig noch erhalten ist. Die Akten der Bau-Commission berichten von umfangreichen Arbeiten am Wirtshaus beim linken Brückenkopf der Neubrücke. Vor Ort sind denn auch Formen zu erkennen, die aus dem frühen

19. Jahrhundert stammen könnten. Die zahlreichen Umgestaltungen und Überformungen, die das Gebäude seither immer wieder erfahren hat, lassen aber ohne umfassende Bauanalyse keine genauen Aussagen über Stürlers Leistung zu. In Landshut hat sich eine Schenke erhalten, die laut zeitgenössischen Quellen von Stürler geplant und gebaut worden ist. Der Riegelbau entspricht dem damals gängigen ländlichen Gebäudeschema mit geknicktem Viertelwalmdach und Ründe. Selbst bei diesem sehr oft eingesetzten Bautyp bleibt jedoch Stürlers Vorliebe für strenge und trocken wirkende Formen spürbar.

Der dritte Kunstdenkmälerband der Stadt Bern erwähnt Stürler zusammen mit den beiden Architekten Schnyder und Waeber im Zusammenhang mit dem Neubau der Stadtmühle in der Matte nach dem Brand von 1818. Paul Hofer, der Kunstdenkmälerautor, nennt den Bau den einzigen namhaften Staatsbau des Jahrzehnts, was sowohl über die Bedeutung des Gebäudes als auch über die Auftragslage eines Architekten zu dieser Zeit etwas aussagt. Noch heute sind Fassadenbereiche erkennbar, die vermutlich auf das Baujahr 1818

zurückgehen, ob sie jedoch von Stürler entworfen worden sind, ist, da drei Architektenamen genannt werden, unklar.

Das grösste, bis heute erhaltene Gebäude Stürlers, von dem wir Kenntnis haben, steht in Neuenburg.<sup>2</sup> Jacques-Louis de Pourtalès gab 1808 einen bis heute nach ihm benannten Spitalbau in Auftrag. Die Dreiflügelanlage stand im Nordosten ausserhalb der Stadt, besass unter einem einfachen Walmdach zwei Stockwerke. Die elf Achsen breite Hauptfassade wirkte ursprünglich noch strenger und trockener als heute, gehen doch allein der zentrale Balkon unter den beiden das Hauptportal flankierenden Freisäulen und der kleine, elegante Dachreiter auf Stürlers Entwurf zurück. Die beiden anderen Balkone sowie die Lukarnen sind spätere Zutaten, die dem Bau etwas von seiner klassischen Prägnanz nehmen.

#### **Fünf nicht ausgeführte, jedoch durch Pläne bekannte Projekte**

Die Erneuerung des Obertors und der davorliegenden Brücke über den Schanzengraben war seit 1791 immer wieder im Bauamt, später in der Bau-

<sup>2</sup> Jean Courvoisier, Les Monuments d'Art et d'Histoire du Canton de Neuchâtel, Tome I, La Ville de Neuchâtel, Basel 1955, S. 208 ff.



Spital Poutalès, Neuenburg  
(Foto: Katja Jucker)

Entwürfe für ein neues Obertor in Bern, 1807, Staatsarchiv Bern



Entwurf einer neuen Kirche in Limpach, 1806, Staatsarchiv Bern

Entwurf für einen Rundtempel beim Marzilitor, 1807, Privatbesitz



Der Vesta-Tempel von Tivoli, 1806, Privatbesitz (Zuschreibung)



Commission und auch in den jeweils zuständigen Räten erörtert worden. 1797 entwarf Stürler erstmals für diesen Ort ein Brückenprojekt mit drei Bogen. Bei dem Preisausschreiben 1807 galten seine beiden Projekte – er hatte, die Unentschiedenheit der Bau-Commission genau kennend, ein Projekt mit Triumphbogenportal und ein zweites mit Eisengitter und zwei die Strasse flankierenden Zollhäusern eingegeben – als die besten, die Ausführung übertrug man jedoch nach langwierigen Diskussionen an Osterrieth. Stürlers Projekte zeichnen sich durch eine formal sehr reduzierte, elegante Architektur aus.

1806 entwarf Stürler ein Neubauprojekt für die Kirche in Limpach. Das Projekt gibt sich nicht nur betont bescheiden, sondern lehnt sich in der Ausformulierung des mitten auf dem Dachfirst reitenden Urtürmchens deutlich an den Vorgängerbau an. Interessant ist auch die Tatsache, dass der Plan Stürlers dem Bau im Osten eine Apsis anfügen wollte, worin sich die Kanzel befunden hätte. Das laut Quellen zur Ausführung bestimmte Projekt von Osterrieth kannte keine Apsis, sondern war ein reiner Rechteckbau. Die heutige Kirche aber besitzt eine kleine Apsis, die zwar nicht die Kanzel selbst, dafür aber den Aufgang zu dieser enthält. Im Kircheninnenraum nimmt man sie jedoch kaum wahr, da allein die Rückwand der imposanten Kanzel in sie zurückspringt und damit dem Raum des Pfarrers und wohl auch seiner Stimme mehr Volumen verleiht. In Privatbesitz hat sich ein gefaltetes Blatt erhal-

ten, auf dem ein in Feder gezeichnetes Rundtempelprojekt in Grund- und Aufriss sowie ein dazugehöriger Kostenvoranschlag zu finden sind. Das Blatt trägt die Jahrzahl 1807. Gemäss Beschriftung sollte der projektierte Rundtempel beim Marzilitor zu stehen kommen. Der Tempelbau ist also als Alternativvorschlag zu der von Osterrieth entworfenen und zwischen 1810 und 1814 realisierten Münzterrasse zu deuten. Die deutliche Anlehnung an den Vesta-Tempel in Tivoli sowohl in der Form als auch in der dominanten Lage über dem Tal offenbart Stürlers Vorliebe für das in Rom Gesehene.

Von einem 1822/23 ausgearbeiteten Rathausprojekt ist in den einschlägigen Quellen nie die Rede. Es ist durchaus möglich, dass Stürler den Plansatz ohne Auftrag entworfen und der Bau-Commission vorgelegt hat. Vermutlich wollte er mit seinem Vorschlag, ein neues Rathaus neben die 1789 bis 1795 erbaute Münz zu stellen, die seit Jahrzehnten verfahrenere Diskussion retten. Wie aus dem bescheidenen Raumprogramm zu schliessen ist, beabsichtigte er, nur gerade den Ratsbetrieb auf die Südseite der Altstadt zu verlegen, die Verwaltung und tägliche Regierungstätigkeit hingegen am alten Standort zu belassen.

Das Projekt von Stürler überrascht durch seinen ungewöhnlichen Grundriss: Der Gassenflügel und der über der Aare thronende Südflügel werden durch einen Trakt im Zentrum der Parzelle derart verbunden, dass beidseits zwei kleine periphere Innenhöfe entstehen.



Ein grosses Gefängnisprojekt legte Stürler in zwei umfangreichen Plansätzen nieder, wobei zwischen der Version von 1811 und derjenigen von 1824/25 kaum Unterschiede zu entdecken sind.

Er entwarf eine sehr grosszügige, streng rechtwinklig konzipierte Anlage mit einem grossen, quadratischen Zentralhof und zwei seitlichen Nebenhöfen. Dem auf der Zentralachse situierten Haupteingang stellte er eine grosse, auf hohem Sockel stehende Tempelfront gegenüber, die als Hoffassade der Kirche die Anlage imposant beherrscht hätte.

Noch eindrücklicher als die Anlage selbst ist deren städtebauliche Einbettung. Das Projekt beinhaltet nichts weniger als ein vollständig neues Erweiterungskonzept der Stadt Bern gegen Westen.

Stürler wollte den seitlich an seinem Neubau vorbeiführenden Stadteingang nach Westen versetzen, damit eine gerade Stadteingangsachse mit Fokus auf die Rückfassade der Heiliggeistkirche entstanden wäre. So hätte er die Heiliggeistkirche ins Zentrum einer orthogonal geordneten Vorstadt, bestehend aus grossen Solitären wie dem Burgerspital, der Kavalleriekaserne und seinem ei-



**Rathaus von Neuenburg, Gebrüder Raymond nach Plänen von Pierre-Adrien Pâris, 1784-1790 (Foto DS)**

bauliche Konzept Stürlers ist umso erstaunlicher, als damals die Heiliggeistkirche noch hinter der Ringmauer des 14. Jahrhunderts und dem dazugehörigen Graben versteckt war und also der neue städtebauliche Ansatz erst durch die Schleifung dieser längst veralteten Wehranlagen überhaupt zur Geltung gekommen wäre.

*Dieter Schnell  
Architekturhistoriker*

**Rathausentwurf für Bern, 1822, Staatsarchiv Bern**



genen Gefängnisbau, gemacht. Gleichzeitig hätte er die beiden wichtigen westlichen Ausfallachsen gegen das damals zur Diskussion stehende Ober- und gegen das Aarbergertor im Norden, für das er gleich einen Entwurf mit seinem Gefängnisprojekt mitlieferte, in den Raster integriert. Seine Anlage hätte damit den traditionellen bernischen Gassenverband im Westen in ein damals hochmodernes Schachbrett überführt. Das städte-

**Entwurf für ein neues Gefängnis, 1811 und 1824, Staatsarchiv Bern**



# Die Planungsgeschichte des Unteren Murifelds in Bern

**Blick von der Muriallee über die Schrebergärten Richtung Süden (Egghölzlistrasse, 1947), Stadtplanungsamt Bern**



**Blick von der Muriallee Richtung Westen (Montgut, Kalchegg und Brunnadern, 1947), Stadtplanungsamt Bern**



1 Ein herzlicher Dank geht an Laszlo Litzko vom Stadtplanungsamt Bern, Annelies Hüsey von der Bürgerbibliothek Bern und Margrit Zwicky vom Stadtarchiv Bern, die mir hilfsbereit und kompetent Auskunft erteilten und mir Akteneinsicht gewährten. In den Archiven der beiden erwähnten Architekten konnten keine entsprechenden Unterlagen gefunden werden.

2 Botschaft des Stadtrates an die Gemeinde betreffend den Alignementsplan Efenau-Unteres Murifeld. Bern, 14. Oktober 1927, Stadtplanungsamt (SPA), Aktennummer 1273-1. Im Folgenden wird nur die jeweilige Aktennummer angegeben.

In den 1950er-Jahren entstand im Osten Berns auf dem Unteren Murifeld, das bisher u.a. für Schrebergärten genutzt worden war, eine Stadterweiterung mit einer Fläche von 160'000 m<sup>2</sup>. Sie beruhte auf Überbauungsplänen, die im Einvernehmen mit der Bürgergemeinde als Landeigentümerin und der Stadt Bern von namhaften Architekten wie Hans Reinhard und Walter Schwaar entworfen worden waren.<sup>1</sup>

In Zusammenarbeit mit der Nachbargemeinde Muri war bereits 1919 ein Wettbewerb für die Bebauung des Mettlengebiets (Muri) bzw. der Efenau und des Unteren Murifelds (Stadt Bern) durchge-

führt worden. Diesem Wettbewerb entsprang u.a. die Idee eines Grüngürtels entlang der Gemeindegrenze, der in einem Alignementsplan 1927 festgeschrieben wurde und der sich weiter östlich als geplant erhalten hat. Die ebenfalls vorgesehene Verlängerung der Brunnadernstrasse über die Gemeindegrenze ins Mettlenquartier, als Allee mit Geschäftshäusern und Wohnbauten und «als Hauptverbindung und spätere Tramstrasse nach Muri», wurde später aufgegeben, ebenso wie eine Aarebrücke nach Wabern als südliche Fortsetzung der Egghölzlistrasse.<sup>2</sup>

## «Lichte und schöne Überbauung»

Die Planung für das Untere Murifeld schloss sich unmittelbar an die Überbauungen Wylergut, Holligen, Bethlehemacker und Melchenbühl an. Ziel war auch hier die Schaffung einer zeitgemässen Wohnüberbauung, wobei in erster Linie eine mittelständische Bevölkerung anvisiert war. In einem programmatischen Text «Neues Bauen und Wohnen» formulierte 1946 der städtische Hochbaudirektor, der sozialdemokratische Gemeinderat Ernst Reinhard, die Anforderungen an den Wohnungs-

bau in der Zeit unmittelbar nach dem 2. Weltkrieg. Moderne Wohnungen sollten «gesund, schön und menschenwürdig» sein, forderte er, da erwiesenermassen «Elendwohnungen» die Tuberkulose förderten (damals noch eine verbreitete Volkskrankheit). Jede Wohnung sollte insbesondere über ein eigenes WC und ein eigenes Badezimmer verfügen, und auch den allgemein erschwinglichen Volkskühlschrank sah er in Reichweite. Reinhard sprach sich klar für eine «Arbeitsteilung» zwischen sozialem (bzw. genossenschaftlichem) und privatem Wohnungsbau aus.<sup>3</sup>

Das Berner Stadtplanungsamt machte bereits Anfang der 1940er-Jahre generelle Bebauungsstudien, die sich auf das der Burgergemeinde gehörende Areal des Unteren Murifelds konzentrierten, «um vor allem die Reservationen für Schulzwecke sicherzustellen, und um die Anschlussstrassen an die Muriallee den Verkehrsanforderungen anzupassen».<sup>4</sup> Diese Planstudien von 1941 und 1943, die eine weitgehend orthogonale Strassenanordnung mit einer gleichförmigen Bebauung vorsahen,<sup>5</sup> wurden der Burgergemeinde und einer Architektengemeinschaft zur Verfügung gestellt. Die Architekten Walter von Gunten und Walter Schwaar legten 1945 einen Überbauungsplan vor, der eine Schrägstellung der Wohnblöcke entlang der Muriallee (offiziell Muristrasse genannt) vorsah und eine Zone für eine Schulanlage und eine öffentliche Grünanlage ausschied, und zwar an der Stelle, an der heute das Manuel-Schulhaus steht. Mit dem Bebauungsplan 1946 der um Werner Krebs, Hans Reinhard und Hermann Rüfenacht erweiterten Architektengemeinschaft erhielt das Quartier im Wesentlichen sein bis heute charakteristisches Bild: Geschwungene oder gebogene Linienführung der Quartierstrassen, entsprechend den topografischen Gegebenheiten, verschiedene Gebäudetypen auf den dazwischen liegenden Feldern, dazu weiterhin die schräg gestellten Wohnblöcke an der Muriallee.

Damit war das Ziel erreicht, das die Domänenverwaltung der Burgergemeinde in einem Brief an

den Gemeinderat (Exekutive) der Stadt Bern im Stil jener Zeit wie folgt umschrieb: «Die burgerlichen Behörden trachteten danach, eine lichte und schöne Überbauung mit grossen Gebäudezwischenräumen zu erlangen. Wir glauben, dies mit vorliegendem Plan, der [...] von einer Architektengruppe unter Fühlungnahme mit dem Stadtplanungsamt erstellt worden ist, erreicht zu haben.»<sup>6</sup> Das Hochbauamt der Stadt Bern nahm ebenfalls positiv Stellung: «Die kammartige Stellung der 4-geschossigen Mehrfamilienhäuser zur Muriallee ist städtebaulich günstig. Eine «Einmauerung» der Allee wird auf diese Weise vermieden und es ergeben sich angenehme Durchblicke von der Allee in die Siedlung.»<sup>7</sup> In einer anderen Stellungnahme heisst es: «Die Überbauung soll eine lockere werden, die Erstellung von Einfamilienhäusern neben Mehrfamilienhäusern wird begünstigt und der für den Bau von 2 Schulhäusern erforderliche Raum sichergestellt.»<sup>8</sup>

Inzwischen war es dringlich geworden, durch einen Alignementsplan eine Rechtsgrundlage für die Überbauung des Unteren Murifelds zu schaffen. Denn die Wohnbaugenossenschaft Elfenau wollte auf einem angrenzenden Areal, das vom Eigentümer des Mont-Gutes veräussert worden war, zwei Reihen mit je sechs hintereinander liegenden Mehrfamilienhäusern mit einer Fassadenlänge

3 Neues Bauen und Wohnen, hg. von Nationalrat Ernst Reinhard unter dem Patronat des Schweizer Gewerbe-Verbandes, des Schweizer Verbandes für Wohnungswesen und des Schweizer Verbandes für Familienschutz (Reihe «Landschaften und Bauten» Bd. 4), Basel/Olten 1946, S. 19–27.

4 Bern, 7. April 1949. SPA, 1273-152.

5 SPA, 1273-2 und 1273-6.

6 Domänenverwaltung der Burgergemeinde an den Gemeinderat der Stadt Bern, 19. Juni 1946, SPA, 1273-35.

7 Stellungnahme Hochbauamt der Stadt Bern, 21. August 1946, SPA, 1273-50.

8 Die städtische Baudirektion I an den Gemeinderat, Bern, 11. September 1946, SPA, 1273-58.

#### **Erster Bebauungsplan des Stadtplanungsamtes (1941), Stadtplanungsamt Bern**





**Bebauungsplan der Architektengemeinschaft für die Volksabstimmung (1947), Stadtplanungsamt Bern**

9 Ebd.

10 Auszug aus dem Protokoll der Sitzung des Bernischen Regierungsrats vom 18. Juni 1946, SPA, 1273-34.

11 Urteil des Schweizerischen Bundesgerichts, Staatsrechtliche Kammer, Sitzung vom 26. September 1946, SPA, Beilage zu 1273-75.

von je 49,5 Meter erstellen. Die Stadt beanstandete insbesondere, dass dieses Projekt «den Charakter eines Villenquartiers» nicht wahre, und betonte, ein Alignementsplan, dem auch Sonderbauvorschriften beigegeben werden müssten, sei «unbedingt notwendig, um eine würdige Überbauung des schönen Baugeländes zu sichern und hässliche Spekulationsbauten zu verhindern». <sup>9</sup> In der Folge entstand ein juristisches Seilziehen um das Projekt der Wohnbaugenossenschaft Efenau: Die Rekurse der Stadt und mehrerer Anwohner wurden vom Regierungsstatthalter abgewiesen, aber vom Regierungsrat gutgeheissen, der u.a. ebenfalls von einer «spekulativen Ausnützung der



**Aktuelle Vogelschau des Quartiers  
Screenshot Google Maps**

Grundfläche» sprach. <sup>10</sup> Schliesslich wies das Bundesgericht in letzter Instanz die Beschwerde der Wohnbaugenossenschaft Efenau gegen den Entscheid des Regierungsrates ab. <sup>11</sup> Die Situation entspannte sich, als im November 1946 die Anteile der Wohnbaugenossenschaft Efenau Hand änderen und ein neuer Architekt ein Projekt mit einer lockereren Mehrfamilienhaus-Überbauung unterbreitete, die nicht angefochten wurde.

Zwischen der Stadt und der Burgergemeinde mussten Schwierigkeiten ausgeräumt werden, die sich auf Fragen der Landabtretung (Schulhausareal, Grünflächen), der Strassensubventionen und der Kanaleinkaufsgebühren im Plangebiet bezogen. In der Volksabstimmung am 17./18. Mai 1947 wurden der Alignementsplan für die Überbauung des Unteren Murifelds, die dazu gehörigen Sonderbauvorschriften und der Bebauungsplan mit 18'899 gegen 4'241 Stimmen angenommen. In der Botschaft des Stadtrates an die Stimmberechtigten wurden die städtebaulichen Absichten wie folgt zusammengefasst: «Eine private Architektengemeinschaft hat einen Bebauungsplan für das ganze Gebiet ausgearbeitet, der, abgesehen vom Landstreifen südlich der Muristrasse, eine lockere Bebauung sicherstellen und auch den Bau von Einfamilienhäusern begünstigen will.»

#### **Quadratmeterpreis 30 bis 36 Franken**

In den Sonderbauvorschriften wurden sechs Felder definiert, in denen die Abmessungen der Häuser, die Gebäudehöhe, Geschosszahl und Dachgestaltung genau festgelegt waren. Für den grössten Teil des Unteren Murifelds wurde die Gebäudehöhe auf acht Meter und die Geschosszahl auf zwei beschränkt, analog den angrenzenden und bereits früher überbauten Gebieten Brunnadern, Kalchegg und Egghölzli. Eine Ausnahme bildeten die neuen Baublöcke entlang der Muristrasse, die zwar schräg gestellt wurden, aber mit vier Geschossen über dem Niveau der Muristrasse die Höhe der bestehenden Längsblöcke zwischen Burgerziel und Efenauweg einhielten. Da die Erschliessung dieser neuen Mehrfamilienhäuser

durch die tiefer gelegene Mülinenstrasse erfolgte, konnten die Bauten effektiv mit fünf Wohngeschossen (in einem Fall sogar mit sechs) erstellt werden. Satteldächer waren im Wesentlichen für zwei Felder mit freistehenden und aneinandergestellten Ein- oder Mehrfamilienhäusern bzw. zusammengebauten Einfamilienhäusern (Reihenhäusern) vorgeschrieben, Walmdächer für die andern Felder mit Einfamilien- und Mehrfamilienhäusern sowie für die Baublöcke entlang der Muri-Strasse.

Bereits am 24. Februar 1947 hatte die Burgergemeinde eine öffentliche Bauland-Ausschreibung veranstaltet.<sup>12</sup> Mitte April 1947 konnte der bürgerliche Domänenverwalter der Feld- und Forstkom-



mission mitteilen, dass sich für das ausgeschriebene Terrain «42 Reflektanten» gemeldet hätten, die teilweise mehrere Offerten eingereicht hätten.<sup>13</sup> In der Folge wurde der grundsätzliche Beschluss gefasst, die Baublockflächen entlang der Muri-allee im Baurecht zu vergeben. Den Interessenten wurde erklärt, die «Burgergemeinde müsse Wert auf stabile Besitzverhältnisse legen. Demzufolge würden Genossenschaften, Syndikate, Versicherungsgesellschaften, Pensionskassen und ähnliche Institutionen bevorzugt werden».<sup>14</sup> Auch für die zum Verkauf ausgeschriebenen Felder fanden sich bis im Sommer 1947 Interessenten. Der Quadratmeterpreis belief sich auf 30 bis 36 Franken, wobei noch ein Strassenbeitrag von Fr. 5.50 bis 6.50 dazukam. Für Mehrfamilienhäuser interessierten sich Architektengemeinschaften und eine Baue-

nossenschaft, für Einfamilienhäuser Gewerbetreibende, Beamte, ein Jurist, ein Prokurist usw.<sup>15</sup>

Kurz vor Beginn der ersten Bauarbeiten gab es noch eine böse Überraschung, die das Stadtplanungsamt mit folgenden Worten zusammenfasste: «Im Laufe dieser Projektierungsarbeiten hat sich gezeigt, dass zwischen Alignementsplan 1:1000 und Bebauungsplan 1:500 gewisse Unterschiede bestehen, welche die plangemässe Überbauung behindern. Die Unterschiede rühren, wie wir in Verbindung mit dem Stadtgeometer feststellten, in allererster Linie von der Zusammensetzung verschiedener Katasterblätter zu einem Gesamtplan, von der Reduktion dieses Planes vom Massstab 1:500 in 1:1000, sowie vom Papierverzug der verschiedenen nachherigen Reproduktionen (Tochterpause, Heliographien) her, obwohl die Zusammensetzung und Reduktion in unserem Auftrag von der Eidg. Landestopographie durchgeführt wurden.» Eines der Baufelder verkleinerte sich dadurch in der Tiefe immerhin um vier Meter, so dass zwei Alignementsabänderungen vorgenommen werden mussten.<sup>16</sup> Später wurden noch weitere kleine Änderungen vorgenommen, so z.B. durch neue Parterre-Baulinien, die es ermöglichten, dass Garagen näher an die Strasse gebaut werden konnten.

**Schlichte zweigeschossige Mehrfamilienhäuser mit Satteldach und Balkonen auf der Gartenseite prägen das Untere Murifeld wie viele andere Quartiere, die in den 1940er und 1950er-Jahren entstanden.**

**Die Schrägstellung der neun Wohnblöcke entlang der Muri-allee gehört zu den Merkmalen des Überbauungsplans, den die private Architektengemeinschaft für das Untere Murifeld ausarbeitete.**

**(Fotos: Katja Jucker)**

<sup>12</sup> Anzeiger für die Stadt Bern, 24. Februar 1947, SPA, 1273-102.

<sup>13</sup> 16. April 1947, Burgerbibliothek Bern (BBB), Sign. VA DV 11 (191).

<sup>14</sup> 25. Juni 1947, BBB, Sign. VA DV 11 (193).

<sup>15</sup> 25. Juli 1947, BBB, Sign. VA DV 11 (197).

<sup>16</sup> 19. April 1948, SPA, 1273-131.



Die Reiheneinfamilienhäuser zwischen Elfenauweg, Manuelstrasse, Schildknecht- und Ringoltingenstrasse weisen stärker gegliederte Fassaden und einzelne Schmuckelemente auf.



Geschwungenes Treppenhäus in den Mehrfamilienhäusern Schildknechtstrasse 14, 16 und 18.



Der für das ganze Quartier typische Schwanenhals-Kandelaber aus Schleuderbeton des SACAC-Werks in Bodio (1947), Stadtarchiv Bern



Zu guter Letzt meldeten sich die Vertreter der Architektengemeinschaft und forderten für ihre Arbeiten am Überbauungsplan von der Stadt ein Honorar nach SIA-Wegleitung von total 11'030 Franken.

Ihre Arbeitsgemeinschaft habe zwar die Planung aus eigener Initiative an die Hand genommen, schrieben sie im Frühjahr 1949, aber sie seien durch den damaligen Hochbaudirektor und Gemeinderat Ernst Reinhard dazu «ermutigt» worden.<sup>17</sup> Dass es sich dabei um den 1947 verstorbenen Vater des mit unterzeichnenden Architekten Hans Reinhard handelte, wurde nicht erwähnt, war aber damals allen Beteiligten bekannt. Der angeschriebene Tiefbaudirektor Hans Hubacher (der der städtischen Bürgerpartei angehörte und nicht der SP, wie Vater und Sohn Reinhard) verlangte vom Stadtplaner Bericht und Antrag zu diesem Begehren der Architektengemeinschaft. Der Stadtplaner beantragte, das Gesuch «aus prinzipiellen Gründen» abzulehnen, nicht ohne zu erwähnen, die Architekten-Arbeitsgemeinschaft habe diese Planung «nicht in uneigennützigem Absicht» an die Hand genommen: «Sie ist dadurch richtig ins Geschäft gekommen, indem die Architekten verschiedene Terrainabschnitte des Unteren Murifeldes für verschiedene Bauherren überbauen können.»<sup>18</sup> Nach Kontakten mit der Bürgergemeinde erhielten die vier Architekten schliesslich doch noch ein Honorar von insgesamt 6000 Franken, wofür je hälftig die Stadt und die Bürgergemeinde aufkamen.

### Detailgeschäfte und eine Schulanlage

Am 17. September 1948 nahm der Gemeinderat die Namengebung für die neuen Quartierstrassen vor, die bei der Planung bisher bloss mit Zahlen versehen waren. Dabei wurden, wie in den angrenzenden Gebieten, Persönlichkeiten aus der Geschichte und Kultur des alten Bern berücksichtigt, vor allem Schultheissen, aber auch Schlachtführer und Architekten: von Mülinen, Hofmeister, Schildknecht, Ringoltingen, Wendschatz, Sprüngli, Scharnachtal und Matter. Bis Anfang der 1960er-Jahre war ein Grossteil des Unteren Murifeldes wie geplant überbaut. Dabei zeigte es sich, dass die Nachfrage nach grösseren Mietshäusern in der ersten Nachkriegszeit grösser war als diejenige nach Einfamilienhäusern: In einem



17 Brief an die Städtische Baudirektion I, 24. März 1949, SPA, 1273-151.

18 7. April 1949, SPA, 1273-152.

Schlichte zweigeschossige Mehrfamilienhäuser mit Satteldach und Balkonen auf der Gartenseite prägen das Untere Murifeld wie viele andere Quartiere, die in den 1940er- und 1950er-Jahren entstanden sind.

grossen Feld, das für freistehende und aneinandergebaute Ein- oder Mehrfamilienhäuser vorgesehen war, wurden ausschliesslich Mehrfamilienhäuser mit sechs und mehr Mietwohnungen errichtet, jeweils mehrere gruppiert um einen Gemeinschaftsgarten. Parzellen vor allem in den Feldern, in denen freistehende Ein- oder Mehrfamilienhäuser von höchstens 16 Meter Länge erlaubt waren, wurden erst später nach und nach überbaut. Hier entstanden lauter Solitärbauten.

Die Schulanlage Manuel wurde in den Jahren 1952 bis 1955 durch den Architekten Henry Daxelhofer als Pavillonschule errichtet und 1982 durch einen eingeschossigen Ergänzungstrakt erweitert. Sie ist als einzige Baugruppe dieses Nachkriegsquartiers im kantonalen Bauinventar erfasst und als schützenswert eingestuft. Da sich – wie das Stadtplanungsamt 1967 konstatierte – «auch im Unteren Murifeld im Verlauf der zunehmenden Motorisierung» zeigte, «dass zu wenig Autoabstellplätze ausserhalb der bestehenden Strassen vorhanden sind»,<sup>19</sup> wurde Ende der 1960er-Jahre unter dem grossen Rasenspielfeld eine unterirdische Einstellhalle für rund 240 Personenwagen erstellt.

Für Gewerbebetriebe waren zwei Gebiete am Rand reserviert worden, davon eines an der Egghölzli-Kreuzung, wo eine Tankstelle und eine Poststelle eingerichtet wurden (die 1974 wegen der 1970 eröffneten Filiale Weltpostverein im Oberen Murifeld geschlossen wurde) und wo früh sich auch die Migros etablierte. Am oberen Elfenauweg und rund um den Platz bei der Einmündung der Hofmeisterstrasse in die Mülinenstrasse entstanden kleine Einkaufszentren mit Läden für den täglichen Bedarf, als Ergänzung der zahlreichen Detailgeschäfte in den angrenzenden und bereits früher überbauten Gebieten. Bis auf eine Bäckerei und eine Apotheke sind diese Geschäfte dem «Lädeli-sterben» zum Opfer gefallen. Geblieben bzw. neu entstanden sind Coiffeursalons, und an der Stelle eines Früchte- und Gemüsegeschäfts ist heute ein Piano-Fachgeschäft domiziliert. Einzelne Geschäftslokale wurden in Wohnungen umgewandelt.



Nicht realisiert wurde der in den frühen Plänen vorgesehene Verkehrskreisel im Egghölzli, der einen Durchmesser von 75 Meter aufweisen und eine Doppelspur-Haltestelle der Bahn nach Muri und Worb (damals VBW, heute Tramlinie von Bernmobil) enthalten sollte: Stadt, Kanton und Bahn konnten sich nicht einigen, ob das einspurige Trasse durch eine Doppelspur auf der Muristrasse oder durch ein Eigentrassee seitlich neben der Allee ersetzt werden sollte. Das Problem wurde erst 1973 gelöst, als die neue Tramlinie ins Saali-Quartier geschaffen und die Doppelspur tatsächlich auf der Muristrasse angelegt wurde. Bis zu diesem Zeitpunkt war die Buslinie in die Elfenau die einzige öffentliche Erschliessung des Unteren Murifelds. Zwar wurden verschiedene mögliche Änderungen in der Linienführung der Elfenau-Buslinie geprüft, die jedoch stets verworfen wurden. Der Grünstreifen entlang der Muriallee wird bis heute nur für einen Gehweg benützt. Hingegen wurde der Grünstreifen an der Egghölzlistrasse stark verkleinert, als die Strasse verbreitert wurde; 1992 wurden erste Verkehrsberuhigungsmassnahmen getroffen, und heute wird über einen Rückbau nachgedacht...

Thomas Feitknecht  
Dr. phil.hist., Publizist

**Viele Ein- und Mehrfamilienhäuser an der Hofmeisterstrasse sind Solitärbauten mit Villencharakter.**

19 31. Januar 1967, SPA, 1273-217.



**Bei der Einmündung der Sprünglistrasse in die Hofmeisterstrasse befindet sich heute ein Piano-Fachgeschäft anstelle der früheren Früchte- und Gemüsehandlung.**

(Fotos: Katja Jucker)

## Das Untere Murifeld – Ein Berner Stadtquartier der Nachkriegszeit

<sup>1</sup> Zitat aus einem Brief der Domänenverwaltung der Burgergemeinde an den Gemeinderat Bern, 19. Juni 1946.

<sup>2</sup> Der Stadtplaner und Architekturkritiker Werner Hegemann (1881–1936) prangerte 1930 im berühmten Buch «Das steinerne Berlin» die Auswüchse der Mietskasernenstadt Berlin an.

<sup>3</sup> Der 1947 angenommene Alignementsplan für das Untere Murifeld geht auf einen solchen Abwehrreflex zurück: Ein von der Wohnbaugenossenschaft Elfenau eingegebenes Projekt auf einem Teilareal des Mont-Gutes mit einer dichten Zeilenstruktur ist von der Baudirektion als ein dem Baugelände unwürdiger Vorschlag gewertet worden. Siehe dazu Beitrag Feitknecht, Anmerkung 6.

<sup>4</sup> Ein aktuelles und intensiv diskutiertes Beispiel dieses Prozesses kann derzeit im Zürcher Seefeld beobachtet werden.

### Anmerkungen zur städtebaulichen Ausgangssituation

Das Quartier Unteres Murifeld mit seiner «lichten [...] Überbauung mit grossen Gebäudezwischenräumen»<sup>1</sup> entspricht der Vorstellung einer aufgelockerten Stadt, wie sie in der Nachkriegszeit auch ausserhalb der Schweiz gepflegt wurde. Die ideologischen Quergänge der Dreissigerjahre sind damals einseitig mit dichten Stadtstrukturen wie dem «steinernen Berlin»<sup>2</sup> in Verbindung gebracht worden. Stadtbaumuster wie geschlossene Randbebauungen blieben auf Jahrzehnte hinaus stigmatisiert – offenbar erhoffte man sich von «lichten Überbauungen» auch einen «lichteren Geist».<sup>3</sup>

Die schweizweit mit besten Absichten geförderte aufgelockerte Bauweise führte zur «geordneten Apokalypse» der heute allgegenwärtigen Agglomeration. Ernüchtert stellen wir fest: Der Landfrass der «Zwischenstadt» schafft Wohnraum, aber keine städtischen Gefüge. Umso mehr kommen zentrumsnahe Quartiere unter Druck, die sich noch eine Atmosphäre von Urbanität bewahrt haben oder die aufgrund ihrer Standortgunst noch eine

direkte Fühlungnahme mit zentralen Aktivitäten ermöglichen.<sup>4</sup>

Die gesteigerte Nachfrage nach solchen Lagen erhöht den Druck zur Nachverdichtung bestehender Baustrukturen. In der Umsetzung dieses gut gemeinten Postulats ist die Ratlosigkeit gross. Unsere Bauvorschriften stehen der Veränderung einmal bewilligter Bauten sehr sperrig an. Im schweizerischen Baualltag werden solche Prozesse selten strukturverändernd diskutiert. Meistens wird an Einzelbauten herumgeflickt und höchstens mehr Raum für die gesteigerten Bedürfnisse der schon Ansässigen geschaffen. Die Immobilienwirtschaft geht da weniger zimperlich vor. Sie fordert und fördert eine Aufzoning zentrumsnaher Lagen oder macht sich gezielt den Überhang der Ausnützung zunutze, der vielerorts zwischen der rechtlichen Nutzungsordnung und der tatsächlichen Baustruktur besteht.

Die marktorientierten Eingriffe setzen neue Massstäbe und verändern in der Wahrnehmung der Anwohner nachhaltig das ihnen vertraute Gesicht des Quartiers. Entsprechend erwächst ihnen Wider-

Ein Garten wie aus einer Hochglanz-Zeitschrift, nur offenbar wenig gebraucht. Die Balkone halten den Zwischenraum auf Distanz, ein direkter Zugang bleibt verwehrt.





stand, nicht zuletzt aus der Angst heraus, mit dieser Entwicklung finanziell nicht Schritt halten zu können. Die Auswechslung von Bevölkerungsgruppen ist eine Tatsache, was den Druck, die Agglomeration zu erweitern, erneut erhöht.

Dieser Prozess wird allerdings nicht allein aus Gründen einer Profitgier in Gang gehalten. Der Wohnraumbedarf pro Kopf der Schweizer Bevölkerung hat seit der Nachkriegszeit stetig zugenommen. Wir bauen heute mehr Wohnungen denn je, trotzdem nimmt die Bevölkerungszahl in den Siedlungen stetig ab.<sup>5</sup>

Wie ist vor dem Hintergrund dieser Prozesse ein unspektakuläres Stadtquartier wie das Untere Murifeld in Bern zu werten? Ich nähere mich dieser Frage auf zwei Ebenen an:

- der Sachebene der materiellen Gegebenheiten, eine Betrachtung der gebauten Strukturmerkmale dieses Stadtquartiers,
- der Wahrnehmungsebene der immateriellen Gegebenheiten, eine Hinterfragung der Aneignungsmuster wie der Interessenlage der ansässigen Bevölkerung.

#### Die materiellen Gegebenheiten des Quartiers

Die gewünschte «lichte Bauweise» hat dem Quartier eine fragmentierte Baustruktur beschert. Die Körnung der Einzelbauten nimmt von Nordosten nach Südwesten ab: Die Muristrasse im Norden wird von fünf- bis sechsgeschossigen Mehrfamilienhäusern gesäumt. In der Zwischenzone herrschen Reiheneinfamilienhäuser vor, darunter auch Bautypen, die «so tun als ob»: Zweigeschossige

Zeilenbauten, die unerwartet Geschosswohnungen aufweisen. Im Süden beschliesst ein Gesprenge von Einfamilienhäusern das Gefüge, darunter, angesichts der Stadtlage etwas unerwartet, breitgelagert eingeschossige Bauten. Die Baugruppen streichen durchgehend von Nordwesten nach Südosten. Sie nutzen damit den nach Südwesten sanft abfallenden Hang in leicht versetzten Terrassen, optimal für die Belichtung und die angestrebte lichte Weite der Zwischenhöfe. Das Herzstück des Quartiers bildet eine mehrfach erweiterte Schulanlage mit noch immer ausgedehnten Freiflächen.

Die behäbig-repräsentative Bauweise des im Süden anstossenden Botschaftsquartiers der Elfenau geht dem Unteren Murifeld völlig ab. Die Architektur der Bauten zeugt hier vom Pragmatismus der Nachkriegszeit. Gestrichene Betonsokkel, Putzfassaden und schlichte Öffnungsausparungen herrschen bei den Zeilenbauten vor.<sup>6</sup> Mit weit überstehenden Walmdächern und in Stein gefassten Hauseingängen ist bei den Einfamilienhäusern eine vage Anlehnung an einen Berner Landhaustyp auszumachen. Die wenigen Dienstleistungsbetriebe fügen sich nahtlos ins Muster der Wohnbauten ein. Baudenkmäler im volkstümlichen Sinne sind keine auszumachen. Der Architekturhistoriker wird in einzelnen Bauten typische Zeitzeugen der Nachkriegszeit entdecken, die in Bern allerdings über weite Bereiche das Gewebe der Stadt bilden. Alles in allem erscheint das Untere Murifeld als ein Quartier, in welchem kaum Merkmale gesetzt sind. Eine Zurückhaltung, bei der keiner auffallen will und trotzdem alle genau hinschauen, was der Nachbar macht.

Der ursprünglich starr orthogonale Bebauungsplan ist in der Endfassung zugunsten einer dem Gelände angepassteren Strassenführung modifiziert worden. Die gebogenen Wegführungen schaffen dem Quartier mehr Erlebnisdichte in der Wahrnehmung seiner Zwischenräume. Die grosszügig bemessenen Gärten geben zu den öffentlichen Strassenräumen hin wenig preis: Blickdichte Abhagungen und Hecken herrschen vor, der Passant fühlt sich ertappt, wenn er ausnahmsweise

**Eine typische Grenzausbildung längs einer Quartierstrasse: Mauer, sichtdichte Hecke, Abstandsgebüsch. Ein gepflegt gehaltenes Arrangement, das zum Strassenraum eine steife Distanz hält.**

<sup>5</sup> Nach einer Erhebung des Bundesamtes für Statistik hat der Bedarf an Wohnfläche pro Kopf in den beiden letzten Dekaden um 10 m<sup>2</sup> zugenommen. Umgesetzt auf das Untere Murifeld heisst dies, dass jede Person allein in den letzten 20 Jahren eine Mehrfläche in der Grösse eines Kinderzimmers beanspruchte. Da dieser Raum nicht zusätzlich generiert werden kann, führt dies zu einer stetigen Abnahme der Belegungszahl pro Wohnung. Umgekehrt kann dies bedeuten, dass wenn das Untere Murifeld doppelt so dicht überbaut würde, daraus keine grössere Einwohnerzahl resultiert, als dies anfangs der Fünfzigerjahre der Fall war.

<sup>6</sup> Im italienischen Sprachgebrauch würde man von «materiale povere» sprechen.



Die Karikatur einer Spielstrasse: Beidseitig vollgestellt mit teurem Blech, das zusätzlich die Sicht auf motorisch Bewegte versperrt. Im Hintergrund der Hundeversäuberungsplatz um die Quartierslinde.



einen grosszügigeren Blick in einen Gartenraum erhascht. Längs der als Sammelstrasse geführten Egghölzli-Strasse wird den Fussgängern eine gesonderte, von Bäumen gesäumte Wegspur angeboten (die, wie ein Augenschein zeigt, auch zum längeren Aufenthalt genutzt wird). Ein ähnliches Vorhaben, ein längs der Schulanlage von der Strasse getrennt geplanter Fussweg, ist dem quartierumspannenden «Einzäunungssyndrom» zum Opfer gefallen.

**Die immateriellen Gegebenheiten des Quartiers**  
 Jeder gebaute Ort lebt erst durch die sichtbare wie unsichtbare Präsenz des Menschen. Einen Ort ohne die Zeichen der Aneignung durch den Menschen zu erhalten hiesse die Asche statt das Feuer zu hüten. Jeder Ort verändert sich auch stetig unter der Aneignung. Ihn in seiner ursprünglichen Fassung zu bewahren würde bedeuten, ihn seiner Geschichte zu berauben. Um einen Ort zu würdigen, müssen wir ihn also auch auf die Muster der Aneignung hin untersuchen. Der erste Eindruck ist ein sehr schweizerischer. Das Untere Murifeld ist von einer geradezu auf-

fallenden Sauberkeit. Die Bauten sind praktisch alle unterhalten, viele unter ihnen aufgefrischt, kräftigere Farben beginnen das transhelvetische Einheits-Graubeige aufzulockern. Man sieht neue Spenglerarbeiten und die üblichen modischen Accessoires des kleinen Wohlstandes wie Designer-Haustüren, Gartenmöblierungen usw. Die Gärten zeigen sich, soweit man dies von aussen wahrnehmen kann, sehr gepflegt. Es setzt geradezu subversiv anmutende Kontrapunkte, wenn einzelne Bauten in hier struppig wirkenden Blumenwiesen statt getrimmten Rasen stehen.

Ein Beispiel eines angeeigneten Gartens: Balkon und Freifläche werden über eine nachträglich angebrachte Treppe «kurzgeschlossen», die Gartenausstattung zeigt die Zeichen einer vielfältig wechselnden Belegung.





Die Mobilität hinterlässt auch hier ihre Spuren. Die Parkierung bildete im seinerzeitigen Bebauungskonzept kein planerisches Kriterium. Dementsprechend zeigen sich heute selbst kleine Strassen vollgestellt mit Autos. Die Not führt teilweise zu seltsamen Auswüchsen: Da wird mit dem Vehikel ebenerdig sozusagen in die gute Stube gefahren oder es werden den Wohnbauten auf der Sonnenseite Garagen mit Hartplätzen vorgestellt. Die an Sommerabenden von diesen Plätzen abstrahlende Hitze ersetzt den Balkonen darüber vermutlich den Kugelgrill!

Bei einem längeren Rundgang macht sich Eintönigkeit breit. Einzelne Strassenzüge wirken steril, da die sie säumenden Bauten sich mit Mauern, blickdichten Einzäunungen und geschlossenen Garagenfluchten zum Strassenraum hin völlig abschotten. Das Leben, so scheint es, spielt sich in diesem Quartier introvertiert, auf das einzelne Haus bezogen ab. Der Strassenraum, obwohl praktisch durchgehend verkehrsberuhigt, wird nicht in Besitz genommen. Als Spielstrassen signalisierte Abschnitte sind derart vom teuren Blech überstellt, dass zum Spielen eine Kaskoversicherung unumgänglich ist.

Inmitten des Quartiers stösst der Stadtwanderer auf ein beredtes Zeichen dieses Rückzugs. Auf einer öffentlichen Restfläche inmitten einer y-förmigen Weggabelung steht raumbeherrschend eine Linde. Bäume dieser Art zeichneten früher Begegnungsorte der Gemeinschaft aus. Im Dorf, wie die Anwohner es vermutlich als unbestimmte Sehnsucht in ihrem Innern tragen, stünden hier längst ein Brunnen und eine Sitzbank. Hier wuchern



Wasserschosse aus dem Wurzelraum, was nicht auf eine häufige Aneignung der Grünfläche schliessen lässt. Doch Halt, am Baum hängt eine in Plastik gefasste Ankündigung: Ein Quartierfest, ein Jugendtreff, ein Seniorenkränzchen? Nein, die harsche Aufforderung, den Hundekot in eigener Verantwortung zu beseitigen!

Nach der enttäuschenden Erfahrung der öffentlichen Zwischenräume machen die privaten Freiflächen einen freundlicheren Eindruck. Viele der Zeilenbauten haben sich durchgehende Gartenhöfe erhalten oder geschaffen. Tische, Sitzgelegenheiten und Spielgeräte lassen sich nicht a priori einem Haus zuordnen, sind also der kollektiven Nutzung überantwortet. Ein Detail macht den Betrachter schmunzeln: Die Geschosswohnungen im Erdgeschoss öffnen sich unverständlicherweise zu sogenannten «Badwannen-Balkonen»<sup>7</sup>, die etwa einen halben Meter über dem Grundstück hängen. Wenn der Bewohner in den Garten will, so muss er zum rückwärtigen Hauseingang hinaus und um das ganze Gebäude herum laufen. Eine recht dämliche Einrichtung, die manche, offenbar kinderreiche Familien, beherzt korrigiert haben: Man gewahrt ein herrliches Sammelsurium von Rampen, Treppen bis hin zu Leitern, die nachträglich angebracht, aus dem Garten mehr als ein «bluemets Truckli» machen. Viele der wohlgepflegten Einzelgärten scheinen allerdings weniger genutzt, als von Balkonen und Terrassen herunter nurmehr betrachtet zu werden. Erstaunlich auch, wie selbst hinter Hecken diese Sitzplätze nochmals mit Ranken, Binsenmatten und Mauern verbarrikadiert werden.

Es erstaunt nicht, dass im Quartier ausserhalb der Schule kaum zentrale Einrichtungen auszumachen sind. Gaststätten und ein Laden für den täglichen Bedarf<sup>8</sup> liegen in angrenzenden Quartieren. Der Mittelpunkt des Quartiers, die Schulanlage, präsentiert sich als gepflegte Ödnis. In der Vergangenheit begannen sich Jugendliche allabendlich unter den Baumgruppen um die Sportflächen zu treffen. Anwohner fühlten sich gestört, heute unterbinden Patrouillen eines von der Stadt eingesetzten privaten Sicherheitsdienstes ein solches

<sup>7</sup> Angesprochen sind damit Balkone mit einer durchgehenden Brüstung, die den Zutritt zum Garten zum akrobatischen Akt machen. Als Einbruchssicherung dient diese Vorrichtung kaum, da die Balkone von aussen unschwer zu entern sind. Sie begründen sich entweder in der Gedankenlosigkeit der Architekten oder in den Phobien der Bewohner.

<sup>8</sup> Dieser Laden wird mit Unterstützung privater Anteilscheinen geführt, die auch im Unteren Murifeld gestreut sind, die Initiative dazu aber kam von Aussen.

**Hecken, Mauern, Matten und wuchernde Balkonbepflanzungen: Der Drang zur Abschottung ist allgegenwärtig, erstaunlicherweise selbst an stillen Quartierstrassen.**

<sup>9</sup> Bauklassenplan: Festlegung zur Zahl der maximal zulässigen Vollgeschosse.

«Zusammenrotten». Da andere Orte der Jugend nicht zur Verfügung stehen, bleibt ihr nichts anderes übrig, als abzuwandern.

#### Handlungsrahmen des Quartierausbaus

Der Bauklassenplan der Stadt Bern<sup>9</sup> entspricht bis auf wenige Baugruppen dem Bestand. Letztere umfassen eingeschossige Wohnbauten, die von den Bauvorschriften her um ein Geschoss aufgestockt werden könnten. In Einzelfällen ist dies ohne merkbliche Auswirkungen auf die Quartierstruktur erfolgt.

Das Wissen um diese «Handschuh-Planung» erklärt die Unversehrtheit der Siedlung. Die Bauten werden im gegebenen Erscheinungsbild instand gehalten, ausnahmsweise nur finden sich neuere An- oder Dachausbauten. Die Häuser scheinen in ihrer Grundstruktur dem Anspruch der Anwohner unverändert zu genügen. Das dichte Nebeneinander von unterschiedlichen Bauzuständen lässt auf ein breit gestreutes Eigentum schliessen. Die Gefahr einer Flächensanierung, die Zusammenlegung und Neuüberbauung von Einzelgrundstücken bleibt damit gering.

Die Bauvorschriften lassen in einzelnen Bereichen strassenseitig eine eingeschossige Bauausweitung zu. Neben der Erweiterung von Wohnräumen können sich hier Ateliers und Dienstleistungen einmischen. Vom Prinzip her ist dieser Verdichtungsansatz verständlich, die wenigen Beispiele vermögen in der Architektur nicht zu überzeugen. Wo diese Ausbauten zusätzlich der Parkierung dienen, wird der Strassenraum durch tiefgelegte Garageneinfahrten störend aufgerissen.

#### Entwicklungsaussichten

Das Untere Murfeld ist in seiner materiellen Quartierstruktur kaum bedroht. Von der ansässigen Bevölkerung sind keine unmassstäblichen Eingriffe zu erwarten. Solange die Planungsbehörden nicht dem Ehrgeiz verfallen, hier mit einem grossen Wurf mehr Wohnraum (mit absehbar ähnlich viel Einwohnern) schaffen zu wollen, werden die baulichen Verwerfungen sich in einem bescheidenen Rahmen halten.

Einschneidender dürfte sich der immaterielle Wertewandel auswirken. Die Eröffnung von Alters- einrichtungen in der Elfenau hat viele allein ver-

Blick in den Wohnhof einer Hausgruppe mit Geschosswohnungen. Der Freiraum bleibt ungeteilt und fliesst durch, die frei verteilte Gartenausstattung lässt auf eine gemeinschaftliche Aneignung schliessen, die Anwohner der Erdgeschosswohnungen schaffen sich mit Grünelementen kleinräumige «Intimitäten».





bliebene Erstsiedler bewogen, ihre Wohnungen freizugeben. Gleichzeitig rückt das Untere Murifeld immer stärker in den Fokus finanzkräftiger Interessenten, die stadtnahe ruhige Standorte suchen. Damit geraten junge Familien zunehmend ins Hintertreffen, die in diesem ökonomischen Wettbewerb nicht mehr mithalten können.

Den Erstsiedlern des Murifelds wohnte eine Art Pioniergeist inne. Man rückte am Stadtrand zusammen, baute Nachbarschaften aus und kümmerte sich auch um Belange des Quartiers, die jenseits des Gartenzauns anstanden. Sportvereine und andere Gruppierungen verdichteten das soziale Netz – man kannte sich und fühlte sich dem Ort sowohl zugehörig wie bis zu einem gewissen Punkt verantwortlich.

Den Neusiedlern ist ein solcher Quartiergeist weitgehend fremd. Zum einen liegt dies im menschlichen Verhalten begründet: Besitz schürt immer auch die Angst vor einer Beeinträchtigung des Wohlstandes. Der öffentliche Raum wird zunehmend statt einladend als Bedrohung wahrgenommen. Die Anwohner ziehen sich zurück und «bunkern» sich hinter Palisaden, Mauern und Hecken ein. Jeder lässt den andern in Ruhe und erwartet, ebenfalls in Ruhe gelassen zu werden. Von einem urbanen Stadtleben ist das weit entfernt. Soziologen sprechen angesichts einer solch ausschließenden Selbstbezogenheit von einer Wohlstands-Verwahrlosung. Bar der Fürsorge der Gemeinschaft beginnt der öffentliche Raum zu verwahrlosen – ein Prozess, der mit mehr Strassenreinigung nicht wettzumachen ist.

Ein weiterer Grund der gemeinschaftlichen Verarmung liegt im veränderten Sozialverhalten der Neuzuzüger. Freunde werden heute nicht im Quartier, sondern in «aseptisch-digitalen» Kontaktforen gesucht. Gefragt ist trendiger Wohnraum und keine Nachbarschaft. Gemeinschaftliche Verpflichtungen sind solchen Anwohnern fremd, da sie «Gemeinschaft» nicht ortsbezogen, sondern – begünstigt durch die ausufernde Mobilität – als überörtlichen Zusammenschluss gleichdenkender Gruppierungen erleben.

In der Summe beider Prozesse wird das soziale Netz des Unteren Murifeldes zunehmend brüchiger. Dies mindert die Bereitschaft der Alteingesessenen, dieser Entwicklung entgegenzusteuern. Bei Handänderungen sind immer weniger Eigentümer bereit, sozial offenere Bevölkerungsgruppen gegenüber den Meistbietenden zu bevorzugen. Damit setzen sie aber den beklagten Prozess der «Seefeldisierung» des Quartiers erst recht in Gang.

Gegen solche Prozesse der Gentrifizierung<sup>10</sup> ist kaum ein Kraut gewachsen. Es bräuchte die Einsicht, bei Handänderungen nicht nach dem maximalen Profit zu schießen, sondern auf eine wünschenswerte soziale Durchmischung zu achten. Eine solche Einsicht kann nicht vorausgesetzt, sie muss gefördert werden. Ein erster Ansatz wäre, diesen Prozess überhaupt einmal zu thematisieren – darin liegt eine Absicht dieser Reihe von Beiträgen. Zu hoffen ist, dass über Familien-Zusammenschlüsse sozial offenere «Inseln» im Quartier erhalten bleiben. Von solchen Impulsgebern kann die Kraft ausgehen, die Zwischenräume und die Ausstattung der Siedlung wieder ins Sichtfeld zu rücken. Umgesetzt hiesse dies, den Strassenraum vermehrt in das Wohnumfeld einbeziehen, die wenigen öffentlichen Freiflächen gemeinschaftlich anzueignen und aufzuwerten oder auch eine quartiersbezogene Bewirtschaftung der brachliegenden Dienstleistungsräume zu wagen.

*Peter Degen*

*Prof. em. Peter Behrens School of Architecture (PBSA)*

**Eine Nachverdichtung östlich des Egghölzliwegs. Mit Massnahmen wie dieser können die Altbauten erhalten und den gesteigerten Wohnbedürfnissen angepasst werden.**

**(Fotos: Peter Degen)**

<sup>10</sup> Mit Gentrifizierung oder zeitbezogener auch «Yuppisierung» werden sozioökonomische Umstrukturierungsprozesse von städtischen Wohngebieten umschrieben, die in der Regel auf eine Verdrängung der ursprünglichen Bevölkerungsgruppen hinauslaufen.

## Spurensuche am Rand von Ostermündigen: Die alte Bahnstation



Das Gefahrensignal «Strassenbahn» bei der Waldeck weist auf ein Gleisstück hin, das hier die Strasse quert.

(Foto: Rolf Hürlimann)

Bereits im Jahr 1917 wogte der Kampf um eine Tramlinie nach Ostermündigen, wie dieser Ausschnitt aus dem «Intelligenzblatt von und für die Stadt Bern» vom 25. Juni 1917 zeigt. (Universitätsbibliothek Bern)

Wer heute mit dem Bus der Linie 10 von Bern nach Ostermündigen fährt, bemerkt bei der Haltestelle und beim Restaurant Waldeck sowohl eine Gefahren tafel mit einem Tram sowie ein äusserst verlässen wirkendes Geleise, das dort die Strasse kreuzt. Nur wer etwas Glück hat, sieht dort zufällig mal eine Rangierlokomotive mit Güterwagen verkehren. Doch dieses Geleise war von 1859 bis 1912 Bestandteil der Aaretallinie von Bern nach Thun.

### Die ursprüngliche Linienführung der Aaretalstrecke

Die am 1. Juli 1859 durch die Schweizerische Centralbahn (SCB) eröffnete Bahnstrecke von Bern über Münsingen nach Thun schlug einen heute kaum mehr bekannten Weg ein: Zuerst überquerten die von einer Dampflokomotive gezogenen Züge kurz nach der Bahnhofausfahrt die Aare auf der sogenannten «Roten Brücke» und fanden dann durch das Lorrainequartier – entlang dem heutigen Dammweg – den Weg ins Wylerfeld. Dort legte die damals noch einspurige Strecke eine scharfe Rechtskurve ein und durchquerte die Grosse Allmend. Selbstverständlich waren dort einige Strassen zu kreuzen, so die Papiermühlstrasse, die Bolligenstrasse sowie die Ostermündigen- bzw. Bernstrasse. An diesen Kreuzungspunkten installierte man dem damaligen Stand der Technik entsprechend Barrieren. Der Zugsver-

kehr war damals noch recht bescheiden und die Passagiere hatten in Thun ohnehin aufs Schiff umzusteigen, wenn sie ihre Fahrt ins Berner Oberland fortsetzen wollten. Erst am 1. Juni 1893 wurde die bisher am Thunerseeufer endende Bahnstrecke nach Spiez–Därigen verlängert.

Ab dem 1. Juni 1864 konnten in der alten Station Ostermündigen auch die Züge der Bernischen Staatsbahn (BSB) nach Konolfingen–Langnau im Emmental bestiegen werden; diese Linie wurde elf Jahre später bis Luzern verlängert.

### Eine gewichtige Anschlussbahn: Die Steinbruchbahn

Ebenfalls bei der damaligen Station Ostermündigen hatte die Steinbruchbahn ihren Ausgang, die am 6. Oktober 1871 im Beisein von fünf der sieben Bundesräte eröffnet wurde und dem Abtransport der in den Sandsteinbrüchen gehauenen Steine diente. Nachdem diese lediglich dem Güterverkehr dienende Anschlussbahn jahrelang



eine regelrechte Blüte erlebt hatte, wurde der Bahnbetrieb im Jahr 1902 wegen Unrentabilität eingestellt.

### Die Doppelspur verlangt nach einer neuen Linienführung

Auf den 1. Januar 1902 ging die Aaretallinie in den Besitz der neu gegründeten Schweizerischen Bundesbahnen (SBB) über. Im Hinblick auf die im Jahre 1913 geplante Eröffnung der Lötschbergbahn erwarteten die SBB eine grosse Verkehrszunahme auf der damals noch einspurigen Strecke. Eine Erweiterung des Abschnitts vom Wylerfeld nach Ostermundigen mit einem zweiten Streckengleis erwies sich aber wegen den bestehenden Bahnübergängen sowie den engen Kurvenradien als nicht opportun. Einige Diskussionen entbrannten bei der Wahl des Standorts für die neue Station Ostermundigen, da sich viele Anwohner an den alten Standort gewöhnt hatten. Man muss sich dabei vergegenwärtigen, dass Ostermundigen



erst am 16. November 1924 zu einer Busverbindung mit Bern kam und die Bevölkerung daher ganz auf die damals nicht eben zahlreichen Bahnverbindungen angewiesen war. Andererseits wurde bereits im Juni 1917 recht vehement der Bau einer Tramlinie von Bern nach Ostermundigen gefordert. Die SBB eröffneten am 20. Mai 1912 – also vor rund 100 Jahren – eine neu angelegte doppelspurige Bahnstrecke, die unter Vermeidung

Der Steinhauerplatz im Jahre 1902. Hinten links ist die alte Bahnstation Ostermundigen zu sehen. (Gemeindeverwaltung Ostermundigen, Abteilung Bildung, Kultur, Sport)



Auf dem offiziellen Verkehrsplan der Stadt Bern aus dem Jahre 1927 ist noch gut die alte und die neue Linienführung der Aaretallinie zu erkennen. (Sammlung Rolf Hürli-mann)





**Verlad der für Rumänien bestimmten SVB-Fahrzeuge bei der Recycling-Firma Ziswiler AG.**

von Niveauübergängen vom Wylerfeld über die neu erbaute Station Ostermundigen nach Gümligen führte. Als eine der ersten SBB-Linien wurde die Aaretallinie ab 7. Juli 1919 elektrisch betrieben.

#### **Was von der ehemaligen Linienführung noch übrig blieb**

Das bisherige einspurige Streckengeleise wurde sodann zu einem Anschlussgeleise degradiert, das von der neuen Station Ostermundigen aus bedient wurde. 1954 erfolgte bereits der Abbruch des Geleises Seite Bern im Zusammenhang mit der Überbauung im Wankdorffeld und des Tribünenneubaus für das Stadion Wankdorf. Hauptkunde des Anschlussgeleises waren damals die Eidgenössischen Armeemagazine, die regelmässig mit Stroh und Heu beliefert wurden. Daran mag sich der

über 90 Jahre alte Rudolf Keusen-Rutschi noch gut erinnern, da er als Rangiermeister in Ostermundigen amtierte. Auch ein am Zentweg domiziliertes Lagerhaus der damaligen PTT sorgte für gelegentliche Fahrten mit Rangierlokomotiven und Güterwagen. Der Schreiber mag sich zudem noch gut erinnern, wie der gesamte Umzug des bis 1987 am Zentweg untergebrachten Lagers des damaligen PTT-Museums an den neuen Standort in Niederbottigen per Bahn bewerkstelligt wurde.

Das an der Papiermühlestrasse erstellte Bahnwärterhäuschen stand noch bis etwa 1990, wurde dann aber im Rahmen der Neuüberbauung des Wankdorffareals abgebrochen. Auch die ehemalige Station Ostermundigen überlebte nicht bis heute. Nachdem das Gebäude einige Zeit als Lagerraum der Firma Zent AG gedient hatte, wurde es um 1970 abgebrochen. Hingegen hat das Bahnwärterhäuschen an der Bolligenstrasse bis heute überlebt; es steht zwar etwas versteckt hinter Bäumen und ohne Gleisanschluss in der Landschaft, doch kündigt es noch heute von der damaligen Linienführung.

#### **Gemächlicher Gemeinderat der Stadt Bern**

Ebenfalls noch jahrelang überlebte der Strassenname «Stationsweg» – erst am 10. Januar 1941 erinnerte sich der Gemeinderat der Stadt Bern in seiner Sitzung, dass ja knapp 30 Jahre zuvor die Station Ostermundigen an einen neuen Standort gezügelt worden war. Kurzum beschloss er die Umbenennung in Zentweg.

Die Geleiseanlagen im Werkhof der Recycling-Firma Ziswiler AG dienten im August 2003 auch dem Verlad jener Berner Standard-Tramzüge, die anschliessend die Bahnreise in die rumänische Stadt Jasi antraten.

Als heutiger Kunde des Anschlussgeleises verblieb schliesslich noch das Druckzentrum Bern am Zentweg 7, wo jede Nacht die «Berne Zeitung» und «Der Bund» gedruckt wird. Die Zulieferung des dazu nötigen Zeitungspapiers (täglich werden davon bis zu 120 Tonnen benötigt) erfolgt zu 95 Prozent auf dem Schienenweg.



heutigen Bahnhofareals Ostermundigen beschlossen und dafür einen Bauprojektierungskredit von 1,32 Millionen Franken gesprochen. Es soll ein attraktiver Umsteigepunkt für den öffentlichen Verkehr geschaffen werden, wo Fahrgäste Bahn, Bus und künftig auch das Tram ohne lange Umsteigewege leicht und mühelos erreichen können. In der neu gestalteten und erweiterten Bernstrasse-Unterführung soll eine attraktive Bahnhofshalle entstehen, die Platz für die Busse und später auch für das geplante Tram bietet. Der Baubeginn ist für 2015 vorgesehen.

*Werner Neuhaus  
Bahnhistoriker*



**Das neue Stationsareal soll attraktiver werden**  
Sozusagen als Geschenk zum hundertsten Geburtstag hat der Regierungsrat des Kantons Bern Anfang Mai 2012 eine Rundumerneuerung des

**Das alte Stationsgebäude diente jahrelang der Firma Zent AG als Lager, bis es um 1970 abgerissen wurde.**  
(Foto: Rudolf Keusen-Rutschi)

**Immer noch steht das Bahnwärterhaus an der Bolligenstrasse**

Neben der alten Bahnstation Ostermundigen befand sich am damaligen Stationsweg auch eine Poststelle, von der heute nur noch eine Glastür mit den Aufschriften «POST-BUREAU, TELEGRAPH, TELEPHON» kündet.



**Am 20. Mai 1912 wurde das neue Stationsgebäude Ostermundigen in Betrieb genommen.**  
(Fotos: Rolf Hürlimann)

## Aus der Geschichte der Stadtberner Trinkwasserversorgung

Im spätmittelalterlichen Bern sowohl eine Schiffsanlegestelle als auch ein Ort zum (Aare-)Wasserholen: das Ländtetor beim Ramseyerloch an der Mattenenge

Rekonstruierter Sodbrunnen im Nydegghof

Rekonstruierter Stettbrunnen an der Brunnengasshalde



Am linken Aareufer, beim Stadtberner Schönau-  
steg, wird gegenwärtig ein mächtiger, aus rauen  
Natursteinblöcken gemauerter Gebäudekomplex  
umfassend renoviert. Bei diesem Ensemble, das  
wegen seiner schönen Brunnenanlage mit Fisch-  
und Froschkulptur sowohl Flussbadenden als  
auch Spaziergängern bestens bekannt ist, han-  
delt es sich nicht um irgendeinen Bau, sondern  
um eines der Herzstücke der bernischen Wasser-  
versorgung: Die Verteilzentrale des Trinkwasser-  
leitungsnetzes mit seinen Anschlüssen an jedes  
Haus. Dies gibt Anlass, einen Blick auf Vergan-  
genheit, Gegenwart und Zukunft dieser längst als  
Selbstverständlichkeit wahrgenommenen Einrich-  
tung des täglichen Lebens zu werfen.

### Die Trinkwasserversorgung im Mittelalter und in der frühen Neuzeit

Im 12. und 13. Jahrhundert deckten manche der  
frühen Bewohner Berns ihren Trinkwasserbedarf  
ganz einfach aus der Aare. Beim Ramseyerloch  
an der Mattenenge, einem Landeplatz für Fähren  
und Schiffe, bestand eine Treppe hinunter zum  
Fluss, wo Wasser geholt werden konnte. Eine  
andere Möglichkeit war die Nutzung eines Sod-

brunnens. Ein Beispiel ist der aus dem Jahre 1190  
stammende Brunnen, der am Standort der Burg  
Nydegg im Zuge von Abbruch- und Neubauar-  
beiten um 1960 wiederentdeckt und restauriert  
wurde. Solche gab es einst recht viele. Je nach  
zugrunde liegenden Molasseschichten waren sie  
jeweils zwischen 6 und 15 Meter tief. Und schliess-  
lich existierten ein paar laufende, öffentliche  
Brunnen, welche aus Grundwasserströmen, die  
das Stadttterrain querten, gespiessen wurden. Als  
älteste unter ihnen gelten der Lenbrunnen nahe  
der heutigen Postgasshalde, der Schegkenbrun-  
nen am Abhang nördlich der Französischen Kirche  
und vor allem der grosse Stett- oder Stadtbrunnen  
unterhalb des östlichen Endes der Brunnengasse,  
welcher in den 1970er-Jahren rekonstruiert wurde.  
Erwähnung finden später auch ein Schützenmatt-  
brunnen, ein Silberstreckebrunnen am Münzrain  
und ein Langmauerbrunnen. Kaum für die Trink-  
wasserversorgung in Frage kam hingegen der  
Stadtbach. Dieser war primär ein Gewerbekanal.  
Er diente unter anderem der Säuberung von  
Pferdefuhrwerken, der Reinhaltung von Kloaken,  
der Wässerung von Tierhäuten und dem Antrieb  
von Mühlen und war entsprechend verschmutzt.



Mannigfach sind Wasser,  
Brunnen und Quellen in  
den Namen bernischer  
(und Waberer) Strassen  
präsent ...



Die voluminösen Brunnenschalen bildeten eine Art Reservoir und wurden in vielen Fällen um kleinere, wirtschaftlichen Bedürfnissen dienende Tröge ergänzt.

Gutes Trinkwasser lieferte auch der Künigsbrunnen, der allerdings ausserhalb der Stadttore beim Brunnmatt stand und tiefer gelegen war als die Stadt selber. Nach dem Bau eines einfachen, mittels Stadtbachwasser angetriebenen Pumpwerks konnte sein Wasser aber ab 1585 den Stockbrunnen zugeführt werden. Die mittlerweile historische Wasserförderungsanlage, die 1730 neu erstellt wurde, war bis 1911 in Betrieb und besteht in einem Riegbau neben der Brunnmatt-Schule als eine Art Monument bis heute weiter.

#### Der Übergang zur modernen Wasserversorgung

Diese «alte» Wasserversorgung, deren hölzerne «Deuchel» der Fernleitungen nach und nach eisernen Röhren wichen, vermochte die Bedürfnisse der Bevölkerung bis weit ins 19. Jahrhundert hinein zu befriedigen. Das Aufkommen erster Eisenbahnen, die Wahl Berns zum Sitz der Bundesver-

**Kindlifresserbrunnen mit Haupttrog, Vorbrunnen und (rekonstruiertem) Hundebrunnlein**



**Ehemaliges Brunnenpumpenhaus an der Brunnmattstrasse 10**

Durch teilweise Versickerung scheint er aber den Grundwasserstrom vergrössert und damit wiederum die Sodbrunnen alimentiert zu haben.

Eine Verbesserung der Wasserqualität, die weder bei den Quell- noch bei den Sodbrunnen sonderlich gut war, brachten dann Quellen, die ausserhalb des dicht besiedelten Gebiets entsprangen. Solche wurden im Gefolge der dritten Stadterweiterung von 1346 ab 1393 am nordseitigen Hang des Gurtens gefasst und über hölzerne, «Dünkel» oder «Teuchel» genannte Rohre zur Aarehalbinsel geleitet, wo sie die ersten im öffentlichen Raum errichteten Röhrenbrunnen speisten. Später kamen Zuleitungen aus einem Fischteich des Deutschritterordens in Köniz, aus Wasseradern der Hänge des Altenbergs, der Engehalde und des Obstbergs sowie vom Breitenrainfeld dazu. Sie ermöglichten den Bau von zahlreichen weiteren Figurenbrunnen. Derartige Stockbrunnen mit laufendem Wasser, die in aller Regel an leicht zugänglichen Orten zu stehen kamen, waren fürs erste aus Holz gefertigt, erhielten aber vom 15. Jahrhundert an steinerne, vier- oder achteckige Becken beachtlicher Grösse und wurden mit plastischem und farbig bemaltem Schmuck gekrönt.



**Eingang zur Brunnenstube  
Drunggli nahe Aekenmatt  
im Schwarzenburgerland**



**Brunnengebäude der Berner  
Grundwasserfassung im  
Aaretal bei Kiesen**

**«Wasserschloss» der Berner  
Grundwasserfassung  
im Emmental bei Aeschau**



waltung und eine rasante bauliche Entwicklung machten die Unzulänglichkeiten aber ab 1850 mehr und mehr fühlbar. Abhilfe gegen Wasserknappheit sollte zunächst ein Zukauf von Quellen im Gebiet des Schwandenhubels bei Schliern schaffen. Bald aber setzte sich die Erkenntnis durch, dass eine vermehrte Alimentierung der öffentlichen Brunnen für eine ausreichende Versorgung nicht mehr genügte. Erstmals wurde eine direkte Zufuhr von Trinkwasser in alle Privatwohnungen – auch zu den höchstgelegenen Besitzungen und Aussenquartieren – ins Auge gefasst. 1867 beschloss die Einwohnergemeinde daher den Bau einer zentralen Hochdruckwasserversorgung, die nach einer bemerkenswert kurzen Bauzeit von ungefähr zwei Jahren verwirklicht und 1869/70 fürs Erste vollendet wurde. Das Wasser für das neuartige Leitungsnetz mit Hausanschlüssen ent-

sprang zunächst ein paar Quellen bei Gasel und Schliern, wofür beim Weiler Settibuch eine Brunnenstube entstand. Sukzessiv erwarb die Stadt anschliessend auch Wasseradern im oberen Scherlibachtal (1874–91) und in den Gebieten von Aekenmatt, Steinenbrünnen und Brunnbachmühle im Schwarzenburgerland (1891–96). In allen Fällen floss das Wasser aus Höhenlagen von 700 bis 800 m.ü.M. über eine grosse Sammelleitung ins neu geschaffene Reservoir Könizberg, welches 1868 auf 622 m.ü.M. erstellt worden war und hoch genug lag, um Wasser allein durch die Schwerkraft in alle Stadtteile weiterzuleiten. Das neuartige System bewährte sich aufs Beste und zu Beginn des 20. Jahrhunderts wurden selbst die öffentlichen Stadtbrunnen anstelle der alten Quellen an die Hochdruckleitungen angeschlossen. Die beträchtliche Bevölkerungszunahme der Bundesstadt, welche allein zwischen 1890 und 1900 die Zahl der Hausanschlüsse von 1636 auf 3542 ansteigen liess, verlangte aber erneut nach zusätzlichen Wasseradern. Da sich davon im bisher genutzten Gebiet im Süden Berns keine weiteren mit genügender Ergiebigkeit mehr finden liessen, wurden fürs Erste Quellen von Bleikenmatt bei Kehrsatz mit einer Zuleitung ins Weissenbühlquartier ans Rohrnetz angeschlossen. Es folgten Studien für Wassergewinnung aus dem Lindenaugebiet, aus dem Belpmoos, aus dem Thunersee und gar aus dem offenen Aarelauf. In all diesen Fällen aber wären aufwendige, maschinelle Pumpanlagen und Filtrationseinrichtungen erforderlich geworden, ohne dass eine hinreichende Wasserqualität gewährleistet gewesen wäre. Als wahrer Segen erwies sich deshalb 1900 ein Angebot zur Nutzung von Grundwasser aus einem Gebiet zwischen Eggwil und Schüpbach am linken Emmeufer.

Erste Emmentaler Fassungen entstanden dann bis 1906 auf 685 m.ü.M. bei Aeschau. Sie wurden 1928 durch acht Schachtbrunnen am selben Standort ersetzt. Für die Zufuhr nach Bern erstellte der Bauunternehmer Johann Brunschwyler 1904–06 eine 34 Kilometer lange, unterirdische Leitung, welche mehrere Tunnels durchquert und am Itti-



ger Mannenberg auf 622 m.ü.M. in ein Reservoir mündet. Auch hier erreicht das Wasser – heute in etwa 26'500 Liter pro Minute – trotz geringer Höhendifferenz sein Ziel allein mit Hilfe der Schwerkraft.

Markanteste Relikte aus diesem Einzugsgebiet sind das schlossartig wirkende Aeschauer Regulierwerk und das Reservoirgebäude oberhalb des Worblentals, welches mit seinem Flachdach bis heute modern anmutet. An Letzteres, dessen unterirdischer Teil zunächst bloss über eine einzige Kammer verfügte, seit 1932 aber fünf Räume hat und 26'400 Kubikmeter Wasser aufzunehmen vermag, schliessen vier grosskalibrige Leitungen zu Verteilnetzen von Stadt und Region an.

Um die Kapazität weiter zu steigern wurden zwischen 1947 und 1950 in den Schotterschichten des rechten Aareufers, unterhalb der Uttigenschwellen bei Kiesen, weitere Grundwasservorkommen erschlossen. Sichtbare Zeichen davon sind achteckige, türmchenartige Aufbauten von insgesamt vier Brunnenfassungen und ein gleichermassen als Brunnen dienendes Sammel- und Reguliergebäude. Von diesen Anlagen, welche mit 55'000 Litern pro Minute die grösste Förderleistung aller Berner Wasserfassungen erbringen, führt eine 20 Kilometer lange Betonleitung mit natürlichem Gefälle der Aare entlang zur eingangs erwähnten Zentrale Schönau, die 1950 als Regulierwerk für das gesamte Versorgungsgebiet erstellt wurde. Von dort aus gelangt das Wasser, soweit es nicht direkt ins Netz eingespeist oder als Überlauf via Turbinen in die Aare geleitet wird, mithilfe einer Pumpe ins Reservoir am Gurtenhang ob Wabern.



Dieses auf 631 m.ü.M. gelegene und praktisch vollständig in einen Hang hinein gebaute Sammelbecken besteht seit 1970 und fasst 18'500 Kubikmeter.

Als jüngste Fassung kam 1996 schliesslich das Aaretalwerk II der Belpau, nahe der Hunzigenbrücke, mit zwei Grundwasserbrunnen und einem Pumpwerk dazu. Seine Ergiebigkeit beträgt 25'000 Liter pro Minute. Über eine Pumpleitung, an welche bei Bedarf die Kiesener Röhre angeschlossen werden kann, gelangt auch dieses Wasser zum Gurten-Reservoir.

Zur Förderung des Grundwassers sind in den entsprechenden Gesteins- oder Kiesschichten horizontale Filterrohre eingelassen, welche sternförmig in einen Brunnenschacht führen. Über diesen Schacht wird das Grundwasser an die Oberfläche gepumpt, entkeimt und von Schwebestoffen gesäubert und anschliessend einem Reservoir zugeführt. Im Gegensatz dazu erfolgt die Fassung von Quellwasser über sogenannte von Kies umgebene Sickerrohre. Diese sind dort verlegt, wo eindringendes Regenwasser auf undurchlässige Gesteins-

**Pumpzentrale Belpau der Berner Trinkwasserversorgung**



**Brunnenstube in der Belpau**

**Wasserreservoir Mannenberg ob Ittigen**

**Gebäude mit Filter- und Ozonanlagen des Wasserreservoirs Könizberg**

**Fischotter-Brunnen von Walter Schnegg bei der Filter- und Ozonanlage des Reservoirs Könizberg**



**Reservoir Gurten der Berner Wasserversorgung – weitgehend in Hang gebaut**



**Zentrale Schönau der Stadt-berner Wasserversorgung**



**Pumpenhalle der Zentrale Schönau**

oder Lehmschichten trifft. Sie führen dann in tiefer liegende Brunnenstuben, in denen mitgeführte Sandpartikel abgelagert und Feinstoffe ausgefiltert werden, ehe das Quellwasser in ein nochmals niedriger gelegenes Reservoir gelangt. Das Wasser aus den südlichen Quellen muss jedoch noch weiter aufbereitet werden. In den Hallen des markanten, 1952–54 errichteten Natursteingebäudes neben dem 1868 erbauten Könizberg-Reservoir durchläuft es deshalb Schnellfilterbecken mit 80 cm dicken Sandschichten und Ozonanlagen zur Abtötung von Bakterien, ehe es ins Verteilnetz gelangt. Zur Senkung des Nitratgehalts und zur Erreichung eines den übrigen Wasserfassungen entsprechenden Qualitätsstandards wird ihm ausserdem Aaretalwasser beige-mischt.

**Idylle im Innern der Zentrale Belpau der Berner Trinkwasserversorgung**



Das aktuell gewonnene Trinkwasser reicht – bei einem Tagesverbrauch von 162 Litern pro Person – zurzeit für gut 230'000 Menschen. Zugute kommt es sowohl der Bevölkerung der Stadt Bern als auch den Bewohnern der Regionsgemeinden Bolligen, Bremgarten, Frauenkappelen, Ittigen, Kirchlindach, Ostermundigen, Wohlen und Zollikofen, die alle zum 1974 gegründeten Wasserverbund gehören. Dabei betrug der durchschnittliche Jahresverbrauch Berns um 2010 rund 14 Millionen Kubikmeter und jener des gesamten Verbundgebiets deren 19'351'051. Für die Feinverteilung innerhalb der Stadt ist die Energie Wasser Bern (EWB) zuständig. Die Steuerung und die elektronische Überwachung aller Schieber, Klappen und Nebenpumpstationen und die dauernde Aufzeichnung von Wassermengen, Netzdruck und Reservoirbeständen erfolgen dabei zentral. Bis November 2010 geschah dies in der Schönau, seither in den EWB-Gebäuden im Monbijou. Von den Hochreservoiren Könizberg, Gurten und Mannenberg läuft das Wasser jeweils in unterirdischen, mindestens 1,5 Meter unter dem Strassenniveau verlegten Haupt- und Verteilleitungen, deren Gesamtlänge beinahe 400 Kilometer beträgt, in die verschiedenen Quartiere und durch private Hausanschlüsse via Wasserzähler und Druckreduzierventile zu den Wasserhähnen der Endverbraucher. Auf Stadtgebiet sind zudem auch 3516 Hydranten ans Hauptverteilnetz angeschlossen. Nicht vergessen sei im Übrigen, dass in der Gemeinde Bern bis heute ein paar private Quelfassungen «überlebt» haben. Solche gibt es nicht nur im landwirtschaftlich genutzten Westen in Mat-



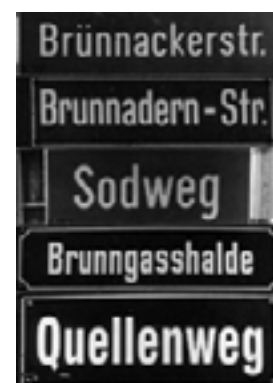
Filterhalle des Wasserreservoirs Könizberg

«Innenleben» einer Brunnenstube in der Belpau

zenried, Bottigen und Riedbach, sondern ebenso inmitten dicht besiedelter Quartiere. So zum Beispiel beim Brunnen des Glur-Hauses am Fusse der Marzilbahn, bei der Bäckerei Fürst beim Aarebad, bei demjenigen, der sein Wasser unauffällig zwischen Wohnblocks am Dalmaziquai offeriert, sowie einem weiteren an der Rabentalstrasse. Erwähnung verdient schliesslich, dass die südlichen Quellfassungen, deren Anteil an der gesamten Wasserversorgung Berns mit 12'500 Minutenlitern relativ gering ist, gelegentlich abgegeben werden sollen. Jene des Stotzenrieds ging vor Kurzem bereits an die Gemeinde Schwarzenburg über, und bei weiteren sind Verhandlungen mit den jeweiligen Standortgemeinden oder mit privaten Nutzern im Gang. Bis zur Verwirklichung sämtlicher derartigen Vorhaben dürfte allerdings noch recht viel Wasser durch die Sammelleitungen des Berner Wasserverbunds fliessen ...

### Benutzte Quellen

- Franz Wey, Trinkwasserversorgung der Stadt Bern 1191–1906. Ein geschichtlicher Rückblick, Bern 1907.
- Trinkwasser, Broschüre, hg. vom Wasserverbund Region Bern, Bern 2011.
- Quellwasserfassung südliches Quellgebiet/ Wasseraufbereitung und Reservoir Könizberg, Grundwasserfassung Emmental und Reservoir Mannenberg und Grundwasserfassungen Aaretal, Betriebszentrale und Pumpwerk Schönau, Reservoir Gurten, Broschüren, hg. von Energie Wasser Bern.
- Sowie: mannigfache Auskünfte von Energie Wasser Bern und Wasserverbund Region Bern.



Rolf Hürlimann  
Fotojournalist



Zuweilen wirkt die Brunnenfigur von Walter Schnegg bei der Schönau-Zentrale geradezu frosch-tig ...

Aus privater Quelle gespeisen: Brunnen bei der Bäckerei Fürst im Marzili

(Fotos: Rolf Hürlimann)

## Zum Internationalen Jahr der Wohnbaugenossenschaften



Die in den 1920er-Jahren entstandene qualitätsvolle, durchgrünte Eisenbahnersiedlung bietet Familien preiswerten Wohnraum in Stadtnähe.

Die Vereinten Nationen haben 2012 zum Internationalen Jahr der Genossenschaften ausgerufen, um auf deren weltweite Bedeutung aufmerksam zu machen und ihre Rolle für die wirtschaftliche und soziale Entwicklung vieler Länder zu betonen. Auch in Bern haben Genossenschaften einige Siedlungen von bemerkenswerter architektonischer und städtebaulicher Qualität hervorgebracht. Im Folgenden sei auf zwei Wohnüberbauungen hingewiesen, welche den jeweiligen Zeitgeist auf charakteristische Weise zum Ausdruck gebracht haben.

### Die Eisenbahnersiedlung Weissenstein

Die um 1920 geplante und ausgeführte Siedlung verbindet das fortschrittliche Konzept der Gartenstadt mit eher konservativ bürgerlicher Architektur. Ausgehend vom barocken Landsitz des Weissensteingutes erstreckt sich die Siedlung über das leicht abfallende Terrain. Als Autoren zeichneten die Architekten Franz Trachsel und Otto Ingold, welche in Bern viel gebaut hatten und mit der lokalen Bautradition vertraut waren. Die architektonischen Formen des Landsitzes wurden übernommen und variantenreich weiterentwickelt. Stattliche Walmdächer zieren die Häuser, die paarweise oder zu Zeilen gruppiert das Siedlungsbild

Auch heute noch verkörpert das Tscharnergut den Geist des Aufbruchs der 1950er-Jahre in beispielhafter Weise.

(Fotos: Alex Gempeler)

prägen. Grosser Wert wurde auf die sorgfältige Gestaltung der Aussenräume gelegt: kleine Platzanlagen und Alleen prägen die städtebauliche Struktur des Quartiers. Jedem der Reiheneinfamilienhäuser steht ein eigener Garten zur Verfügung.

2012–2016 steht die Sanierung der ganzen Siedlung an. Die Eisenbahner-Genossenschaft hat in Zusammenarbeit mit der Denkmalpflege ein umfassendes Sanierungskonzept erarbeitet, welches die städtebaulichen Qualitäten der Siedlung, die architektonische Gestaltung der Gebäude und die differenzierten Aussenräume erhält, um auch in Zukunft familienfreundlichen Wohnraum zur Verfügung stellen zu können.

### Die Genossenschaftssiedlung Tscharnergut

Wohnungsnot und der wirtschaftliche Aufschwung führten Ende der 1950er-Jahre zur Erstellung der ersten Berner Hochhaus-Grosssiedlung, die rund 1'200 Wohnungen umfasst. 1949 hatte die Stadt ein zusammenhängendes Gebiet, welches weitgehend dem Land des ehemaligen Tscharnergutes



# Schoggitaler 2012

entsprach, erworben. Im 1955 ausgeschriebenen Ideenwettbewerb galt es, das zur Verfügung stehende Bauland unter sorgfältiger Gestaltung der Freiflächen optimal zu nutzen. Zur Realisierung schlossen sich drei Berner Baugesellschaften zusammen. Zwischen 1958 und 1965 entstand damit die durch die Architektengemeinschaft Reinhard, Lienhard & Strasser, Helfer, Kormann und Indermühle geplante Wohnsiedlung Tscharnergut, welche als visionär galt und auch international auf grosse Beachtung stiess. Auf dem Gelände wurden fünf 20-geschossige Hochhäuser und im rechten Winkel dazu acht achtgeschossige Zeilen erstellt. Drei identische Wohnblöcke zu je vier Geschossen und 18 Reiheneinfamilienhäuser komplettieren die Überbauung. Gleichzeitig entstanden ein Gemeinschaftszentrum, Kindergärten, eine Krippe und eine Behindertenwerkstätte. Die Elimination des Durchgangsverkehrs ermöglichte grosszügige Grünflächen mit einer differenzierten quartierinternen Erschliessung.

Das gravierendste Problem der Fambau-Siedlung Tscharnergut besteht heute in der zunehmenden Überalterung und der sozialen Entmischung der Bewohnerschaft. Für die in Kürze anstehende Sanierung wurde durch den Berner Architekten Rolf Mühlethaler in Zusammenarbeit mit der Denkmalpflege ein umfassendes Sanierungskonzept erarbeitet. Dieses trägt dem Unterhaltsüberhang, den energetischen Aspekten und den heutigen Wohnbedürfnissen Rechnung, um so auch weiterhin, ohne Beeinträchtigung der Ausstrahlung der einstigen Modell-Siedlung, zeitgemässe Wohnungen zu günstigen Mietpreisen anbieten zu können.

*Veronika Niederhauser*  
Architektin

## Für historische Räume

In historischen Innenräumen lässt sich heute noch erleben, wie unsere Vorfahren gewohnt und gelebt haben. Der Schweizer Heimatschutz leistet mit dem Erlös der Schoggitaleraktion 2012 einen Beitrag an die Erhaltung wertvoller historischer Räume für künftige Generationen.

Wie unsere Vorfahren gewohnt und gelebt haben, lässt sich in vielen Räumen heute noch hautnah erleben. Zu diesen Schätzen unserer Vergangenheit gehören nicht nur reich geschmückte Salons, sondern auch Bauernstuben oder Wohnungen von einfachen Leuten. Noch immer verschwinden diese wichtigen Zeugnisse einer vergangenen Wohnkultur – oft lautlos und ohne das Wissen der Bevölkerung.

Der Schoggitaler 2012 ist deshalb den historischen Innenräumen gewidmet, zu denen auch Interieurs, Wandmalereien und Einrichtungsgegenstände gehören, und leistet einen wichtigen Beitrag zur Erhaltung wertvoller historischer Räume für künftige Generationen. Im Zentrum stehen grössere und kleinere Projekte aus der ganzen Schweiz, mit denen neues Leben in alte Räume gebracht wird.

Weitere Auskünfte: Iris Strebel, Leiterin Talerbüro, iris.strebel@schoggitaler.ch, Tel. 044 262 30 86

**Der Schweizer Heimatschutz und Pro Natura engagieren sich mit der Schoggitaleraktion seit 66 Jahren für den Erhalt des Schweizer Natur- und Kulturerbes.**  
(Foto: Talerbüro)



**Fischerhäuser Romanshorn**  
TG: Die Wohnhäuser aus dem 17. Jahrhundert sind durch die Denkmal Stiftung Thurgau fachgerecht restauriert worden. Die Stiftung Ferien im Baudenkmal des Schweizer Heimatschutzes vermietet darin drei Wohnungen an Feriengäste.  
(Foto: Schweizer Heimatschutz)



## «Zwei Stunden von Bern» – Ein Spaziergang von Münchenbuchsee nach Bern



Stundenstein in Münchenbuchsee  
(Foto: Martin Fröhlich)

Von meinem Balkon aus sehe ich auf den Stundenstein vor dem Gemeindehaus in Münchenbuchsee (Bernstrasse 12). Da lag der Gedanke nahe: «Auf welchem Weg kommt man eigentlich zu Fuss oder mit Ross und Wagen von «Buchsi» nach Bern?» Diese Frage ist nicht ganz leicht zu beantworten. Der Weg von Büren a.A. an der Moospinte vorbei zum Schloss Buchsi ist grad und einfach. Aber von hier nach Bern hat jede Epoche einen anderen Weg gesucht:

Im Mittelalter gab es als Aareübergang neben einigen Fähren (wie derjenigen beim Schloss Reichenbach) nur die Untertorbrücke in Bern. Der Weg führte also vom Schloss Buchsi am «Kreuz» in Zollikofen vorbei zum Kappelisacker, zur Papiermühle und an der Waldau vorbei zum Alten Aargauerstalden.

Im 17. Jahrhundert baute die Stadt die Neubrücke für einen einfacheren und kürzeren Weg nach Aarberg und Nidau. Der Weg wurde auch von Münchenbuchsee aus kürzer, aber nicht mehr entlang der alten Strasse vom Schloss nach Süden. Das Dorf entwickelte sich nun der heutigen Oberdorfstrasse entlang nach Westen. Der Weg ging dann dem Ägelsee entlang, an Büelikofen vorbei zur Neubrücke.

Fähre und Restaurant Reichenbach

Der Weiler Büelikofen auf dem Weg von Zollikofen zur Neubrücke



Um 1840 baute der neue Kanton sein Strassen-netz aus: Von der Worblaufenbrücke aus über Zollikofen nach Buchsi, Lyss und Büren a.A. Die neue Bernstrasse mit noblen Villen und Gasthöfen wurde nun «2 Stunden von Bern» zu den Champs-Élysées von Münchenbuchsee. Das Dorf drehte seine Entwicklungsachse nun zu zweiten Mal. Nach dem 2. Weltkrieg drehte das Dorf seine Richtung noch ein drittes Mal, weil die Bernstrasse mit zunehmendem Verkehr nicht mehr als Dorf-achse dienen konnte, sondern eher als Grenze zwischen Ober- und Unterdorf wahrgenommen wurde. Nun übernahm die Oberdorfstrasse wieder ihre alte Funktion.

So gibt es heute zwei interessante Wege von Münchenbuchsee nach Bern:



Den mittelalterlichen, der zum Teil immer noch existiert, grossenteils aber zur Fahrstrasse wurde oder sich in einen Waldweg verwandelte und zum Teil, vor allem im Bereich des Bahnhofs Zollikofen, verschwunden ist. Diesen muss man suchen. Abgesehen vom Wegstück durch den Buchsiwald ist er dem modernen Strassenbelag zum Opfer ge-



Resaturant zur Frohen Aussicht in Zollikofen

fallen. Er ist also eher für «Tapfere». Kaffee gibt's beim Bahnhof Zollikofen, im oder beim «Kreuz», in der Papiermühle, am General-Guisan-Platz oder im Rosengarten...

Es gibt aber auch noch den neuzeitlichen Weg, der von der Oberdorfstrasse weg am Ägelsee vorbei durch Zollikofen hinunter nach Reichenbach und die Fähre führt oder vom Ägelsee an Büelikofen vorbei zur Neubrücke trägt. Der zweite Weg ist als Wanderweg ausgeschildert. Kaffee gibt's unterwegs in der «Frohen Aussicht» in Zollikofen, in Reichenbach und an der Neubrücke.

Frohes Wandern!

*Martin Fröhlich*  
Architekturhistoriker



Wegweiser nach Münchenbuchsee beim Restaurant Reichenbach

Restaurant Kreuz in Zollikofen

Bahnhof Zollikofen

(Fotos: Marianne Keller)



## Aus Alt mach Neu – Umnutzungen als Thema der Stadtführungen 2012

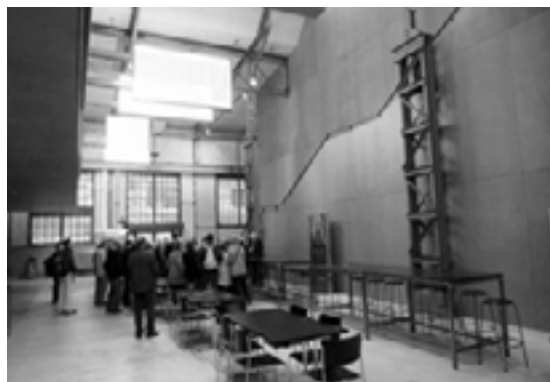
### Auf dem Von Roll Areal an der Fabrikstrasse

### Im Inneren des Von Roll-Gebäudes an der Fabrikstrasse

Im Rahmen von sechs Abendführungen konnte im Frühsommer in verschiedenen Gebäuden hinter die Kulissen gespäht werden. Gemeinsam war nämlich den Veranstaltungen, dass alle besuchten Bauwerke eine Vorgeschichte haben, welche spannende Kontraste zur heutigen Nutzung darstellen. «Umnutzung» war das Thema der diesjährigen Führungsreihe und es war eine Freude, mehrfach zu einem Perspektivenwechsel eingeladen zu sein und von verschiedenen engagierten Personen die Türen zu vergangenen und neuen Nutzungsformen geöffnet zu bekommen.

Die Führungsreihe begann mit einer Besichtigung der ehemaligen Weichenbauhalle auf dem Von Roll Areal, welches heute Teil der Pädagogischen Hochschule und der Universität Bern ist. Was von aussen noch immer deutlich ein altes Industriegebäude ist, bietet innen modernste Infrastruktur und verschiedene Hörsaalkomplexe, welche nach dem «Haus-im-Haus-Prinzip» in die bestehende Substanz eingefügt wurden. Alte Schale, neuer Kern könnte man fast sprichwortgetreu texten – wer die Führung verpasst hat, ahnt nichts vom Innenleben der Fabrikhalle an der Fabrikstrasse. Auch der Besuch der Villa Favorite mutete wie ein Blick hinter die Kulisse an. Was heute Wohnhaus

### Villa Favorite an der Schanzeneckstrasse



und Restaurant zugleich ist, begann seine Geschichte als Unternehmervilla am Stadtrand und diente später als Botschaftssitz, Heilbad und Altersheim. In der ehemaligen Stallung ist heute eine Kindertagesstätte eingerichtet und die Gesamtheit aus drei Gebäuden stellt, eingerahmt von einem herrlichen Park, eine harmonische Oase inmitten der Stadt dar. Gut Ding will Weile haben, könnten die Worte der Besitzerin Verena Brunner sein, welche die Villa Favorite mit viel Engagement umgestaltet und eine wahre Vielfalt von Nutzungsformen geschaffen hat.

Geteilte Freude ist doppelte Freude. Wussten Sie, dass das Yehudi Menuhin Forum am Helvetiaplatz gleichzeitig Konzertsaal und Kirche ist? In diesem Sinne wird das Gebäude nicht um-, sondern unterschiedlich genutzt. Die Kirche der Christlichen Wissenschaft und das Konservatorium Bern erkannten die Möglichkeit, ein bisher unter der Woche wenig genutztes Gebäude zu beleben. Wo sonntags Gottesdienst abgehalten wird, konzertieren nun abends Musikerinnen und Musiker



in einem Saal, der sich aufgrund seiner ausgezeichneten Akustik nahezu perfekt für kammermusikalische Höhenflüge eignet.

Bei allen Führungen zeigte sich, dass geplante Umnutzungen Zeit brauchen: Investoren müssen gesucht und gefunden werden, denkmalpflegerische Überlegungen wollen bedacht sein, ein nachhaltiges Konzept soll entwickelt werden, ohne gleichzeitig stur daran festhalten zu wollen.



Neben den drei erwähnten Führungen wurden auch das Bundesamt für Bauten und Logistik in Bümpliz, die Vidmarhallen im Liebefeld und das Gurten Brauerei Areal in Wabern besucht. Das genaue Programm der Stadtführungen 2012 können Sie auf unserer Homepage <http://www.heimatschutz-bernmittelland.ch> in der Rubrik «Veranstaltungen» nachlesen.

Weiterführende Lektüre:

Wilfried Meichtry, Die Villa Favorite in Bern, hg. von der Schweizerischen Gesellschaft für Kunstgeschichte GSK, Bern 2005.

Stadtführer Bern – Umnutzen von Industriebauten, Bern 1997. Die Broschüre ist beim Berner Heimatschutz oder bei der Regionalgruppe Bern-Mittelland erhältlich.

**Das Yehudi Menuhin Forum  
am Helvetiaplatz**

**Der Saal des Yehudi  
Menuhin Forums**

(Fotos: Katja Jucker)

Die Suche nach einer Umnutzung, resp. nach einer neuen Aufgabe für das Gebäude ist nicht immer einfach, aber bestimmt immer kreativ. Historische Bausubstanz kann bewahrt werden, indem ihr neues Leben eingehaucht wird. Voraussetzung dazu ist eine konstruktive Zusammenarbeit aller am jeweiligen Projekt Beteiligten.

Die Regionalgruppe Bern-Mittelland blickt auf eine erfolgreiche und bestens besuchte Führungsreihe zurück und dankt den Organisatoren Maria D'Alessandro und Andrzej Rulka, den Referentinnen und Referenten sowie allen Teilnehmenden für ihr Engagement.

*Katja Jucker*  
*Umweltingenieurin*



## Nachtrag

### **Ka-We-De: Die Urheber der geglückten Sanierung in den 80er-Jahren**



In «Heimat heute 2011» haben wir einen viel beachteten Artikel «Aufruf zum Erhalt: Kunsteisbahn und Wellenbad Dählhölzli Ka-We-De» von Tobias Erb publiziert. Er bezeichnet darin die in den 80er-Jahren erfolgte Sanierung der Ka-We-De als «mustergültig und als Gesellenstück der Denkmalpflege». Unglücklicherweise haben wir es unterlassen, die Urheber dieser geglückten Sanierung zu nennen: Es handelt sich um die Architekten Reinhard Briner und Martin Zulauf, damals angestellt im Büro von Vater Fred Zulauf.

Unter dem Link <http://www.werkgruppe.ch/mzulauf/KAWEDE/> finden Interessierte ein pdf der von Briner und Zulauf 1981 verfassten Analyse des Bauwerks und das entsprechende Sanierungskonzept.

Wir entschuldigen uns bei Reinhard Briner und Martin Zulauf für diese bedauerliche Unterlassung.

*Marc Wehrlin*



# Adressen

## Regionalgruppe Bern: Vorstand, Bau- und Landschaftsberatung

### Vorstand

Präsident	Marc Wehrlin, Marienstrasse 35, 3005 Bern, marcwehrlin@bluewin.ch	031 301 25 25
Vizepräsidium	vakant	
Präsident Bau- und Landschaftsberatung	Giovanni Tedesco, Sennweg 9, 3012 Bern, g.tedesco@schaerburi.ch	031 357 53 96
Kassier	Jakob Burkhard, Stierenmatte 4, 3110 Münsingen, jakob.burkhard@bdo.ch	031 327 17 62
Heimat heute	Marianne Keller Tschirren, Sahlistrasse 3, 3012 Bern, mariannekeller@sunrise.ch	031 301 18 74
Stadtführungen	Maria D'Alessandro, Bümplizstrasse 126, 3018 Bern	031 633 89 05
Europäische Tage des Denkmals	Andrzej Rulka, Postheirweg 8, 4500 Solothurn, rulka@bluewin.ch	032 621 48 22
Vertreter Bau- und Landschaftsberatung	Peter Raaflaub, Schulgarten 3, 3043 Uettligen, pr@peter-raaflaub.ch	031 819 39 19 079 672 37 21
Geschäftsführerin/Mitglieder/Heimat heute	Margrit Zwicky, Kirchbergerstrasse 42, 3008 Bern	031 371 73 29
Webseite	Sophia Zehnder, Scheibenstrasse 39, 3014 Bern, sophia@lorraine.ch	078 819 11 51
Projekte	Stefan Rufer, Wasserwerkstrasse 3, 3011 Bern, rufer@aefa.ch	031 311 79 29

### Bauberater / Gemeinden

Ganzes Gebiet Bern-Mittelland		
Präsident/Planung	Giovanni Tedesco, Sennweg 9, 3012 Bern, g.tedesco@schaerburi.ch	031 357 53 96
Landschaftsberatung	Pascale Akkerman, Xeros Landschaftsarchitektur GmbH, Landoltstrasse 61, 3007 Bern, pascale.akkerman@xeros.ch	031 381 05 15
Kunsthistorische Beratung	Elisabeth Schneeberger, Stuckishausstrasse 18, 3047 Bremgarten e.schneeberger@gmx.ch	031 305 76 88
Sekretariat	Judy Funk, Bantigerstrasse 28, 3052 Zollikofen, judy.funk@bluewin.ch	031 911 56 97
Bern Stadt		
Bolligen, Bremgarten, Ittigen, Kirchlindach, Köniz, Muri, Meikirch, Ostermundigen, Oberbalm, Stettlen, Vechigen, Wohlen, Zollikofen	Barbara Beyeler, Hallerstrasse 58, 3012 Bern, barbara.beyeler@diearchitektin.ch	031 348 65 15
Guggisberg, Riggisberg, Rüeggisberg, Rüscheegg, Schwarzenburg	Peter Raaflaub, Schulgarten 3, 3043 Uettligen, pr@peter-raaflaub.ch	031 819 39 19 079 672 37 21
Belp, Belpberg, Gelterfingen, Gerzensee, Jaberg, Kaufdorf, Kirchdorf, Kirchenthurnen, Lohnstorf, Mühledorf, Mühlethurnen, Niedermuhlern, Noflen, Rümliken, Toffen, Wald	Daniel Mani, Mani + Aebersold Architekten, Münzrain 10, 3005 Bern mani@mani-aebersold.ch	031 326 45 50
Arni, Biglen, Bleiken b. O., Bowil, Brenzikofen, Freimettigen, Grosshöchstetten, Häutligen, Konolfingen, Landiswil, Linden, Mirchel, Niederhünigen, Oberdiessbach, Oberhünigen, Oberthal, Schlosswil, Zäziwil	Daniel Egger, Umbra Architektur, Merzenacker 81a, 3006 Bern, de@umbra.ch	031 944 10 00
Allmendingen, Herbligen, Kiesen, Münsingen, Oppligen, Rubigen, Tägertschi, Walkringen, Wichtrach, Worb	Lorenz Frauchiger, Werkgruppe AGW, Weyermannsstrasse 28, 3008 Bern frauchiger@werkgruppe.ch	031 388 00 91
Clavaleyres, Ferenbalm, Frauenkappelen, Golaten, Gurbrü, Kriechenwil, Laupen, Mühleberg, Münchenwiler, Neueneegg, Wileroltigen	Stefan Rufer, Wasserwerkstrasse 3, 3011 Bern, rufer@aefa.ch	031 311 79 29
Bäriswil, Büren z.H., Deisswil, Diemerswil, Etzekofen, Fraubrunnen, Grafenried, Iffwil, Jegenstorf, Limpach, Mattstetten, Moosseedorf, Mülchi, Münchenbuchsee, Münchringen, Schalunen, Scheunen, Urtenen-Schönbühl, Wiggiswil, Zauggenried, Zuzwil	Thomas Flückiger, Umbra Architektur, Merzenacker 81a, 3006 Bern, tf@umbra.ch	031 944 14 00
	Thomas Stettler, Chrützeichweg 4, 3303 Jegenstorf, stettler@stettler-lerch.ch	031 761 33 01

### Revisoren

Hauptrevisor	Peter Gygax, Jungfraustrasse 10, 3123 Belp	031 819 31 08
Hauptrevisor	Bernhard Lanz, Manuelstrasse 69, 3006 Bern	031 352 48 14
Ersatzrevisor	Heinz Güntert, Jubiläumsstrasse 75, 3005 Bern	031 311 71 33

www.heimatschutz-bernmittelland.ch, info@heimatschutz-bernmittelland.ch

Alle Mitglieder von Vorstand sowie Bau- und Landschaftsberatung sind per E-Mail erreichbar unter: Vorname.Name@heimatschutz-bern.ch



**BERNER HEIMATSCHUTZ  
REGION BERN MITTELLAND**

Postfach | 3000 Bern 7  
[info@heimatschutz-bernmittelland.ch](mailto:info@heimatschutz-bernmittelland.ch)  
[www.heimatschutz-bernmittelland.ch](http://www.heimatschutz-bernmittelland.ch)